

27. 2. 36.

012351/1936

6B



16 Jg.

Nr. 1



Eisack-Land
Lothringers
Heimat



437

1

2

3

6

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang.. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in
elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées der

Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrichtung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramel, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das beste vom besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen:

Strasbourg: Jungferngasse 3.

Alter Weinmarkt 20.

Langstrasse 16.

Filiale Haguenau: Landweg 44.

Weltprogramme - Unterhaltung - „Land u. Siedlung“
„Hier und Dort“ - Senderliste, Kritik, Bilder,
Gelesen auch im kleinsten Ort. — Das ist

„Der Deutsche Rundfunk“

Funkpost

Stets volle 80 Seiten stark

Zweieinhalb Groschen kost' die Nummer,
Im Monat macht's noch nicht 'ne Mark!

Bei Postabonnement sogar nur 85 Pfg. und 5 Pfg. Zustellgebühr
Für Rundfunkhörer Probeheft unverbindlich und kostenlos vom Verlag, Berlin N 24.

Tél: 882

A. GUEIROARD



2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 12.- fms.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.



9731





Elsass-Land Lothringers Heimat

16. Jahrg.

JANUAR 1936

1. Heft

Elsässische Neujahrswünsche

von P. Uhlhorn, Strassburg.

Es sind schon über 45 Jahre her, dass ein kleiner Junge in einem unterelsässischen Kantonsstädtchen seinen Eltern einen auf besonders zugestütztem Blatt geschriebenen Brief überreichte und das durch ihn darauf niedergeschriebene Sprüchlein hersagte, welches, soviel ich mich noch erinnere, mit den Worten anfang: «Bonjour Papa, bonjour, Maman, voici le premier jour de l'an...» Das war ein Vers, der sicherlich einer Sammlung entnommen und jedenfalls in der französischen Privatstunde gelernt worden war.

Und am heurigen ersten Januar war es gerade ein Vierteljahrhundert, dass dasselbe Enkelkind seiner Grossmutter, die, obwohl sie am Anfang jenes Säculums geboren und bereits 75 Jahre alt war, doch das Französische nicht so beherrschte, schon auf diese Weise gratuliert hatte, welcher Spruch wohl ebensfalls einem Wunschbüchlein entstammte:

Beglückt, wie deine Jugend war, sei, Grossmama,
dein Alter;

Es leite dich noch manches Jahr der gütige Erhalter

Mit seiner Lieb und Vattertreu!

Sei stets nach Wunsch gesegnet, sei

Auf immerdar recht glücklich.

Vielleicht aber hatte sogar der sieben Jahre ältere Bruder damals die zwei andern Verslein gedichtet, die damit begannen:

Lieber Vater, höre mich:
Will von heut an sicherlich
Artig und gehorsam sein,
Dich auf jede Art erfreu'n.

und:

Mutter, die ich kindlich ehre,
Wenn ich doch schon grösser wäre,
Dass ich deine Zärtlichkeit
Lohnen könnt durch Tätigkeit.

Wie dem auch sei, es sind Allgemeinheiten, die da vorgetragen wurden und die namentlich nichts besonders Heimathaftes an sich tragen. Und doch sind die Grüsse und Wünsche an einem so wichtigen und ernsten Einschnitt unseres Lebens, wie ihn das Neujahr darstellt, nur zu natürlich, als dass wir ihnen nicht überall begegneten oder sie wenigstens bisher gefunden hätten. Wenn sie nicht aus einer geschriebenen oder gedruckten Sammlung geholt sind, so wanderten sie Jahrhunderte lang von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht, oft von Ort zu Ort. So wurden sie allmähig auch zu einem Klischee, zumal da, wo die Unbeholfenheit und noch mehr eine gewisse Verlegenheit den Gratulanten daran hinderte, irgendwie in seinen Empfindungen oder im Blick auf die Bedürfnisse des Angeredeten persönlich zu werden.

Wie die unter das nivellierende Rad der Zeit gekommenen Landleute — aber aus andern Gründen auch — die Volkstracht ablegten, so begann man sich der bisherigen Wunschformeln zu genießen, wenn nicht gar des Neujahrswünschens an sich. Vollends die Jugend, die der Sport etwa über die Festtage von zuhause fort auf die Berge zieht, kommt erst recht nicht mehr dazu, zum Jahreswechsel Grüsse zu versenden oder auch nur auszudrücken. Das ist manchen unter ihnen schon von vornherein «zu dumm», und der Backfisch mag seiner Tante spöttisch vorhalten: «Und das habt ihr gesagt oder gemacht?» Aber auch wir fühlen mit dem jungen Albert Schweitzer, wenn er in den zwölf heiligen Ferientagen geseufzt hat über die zu schreibenden Weihnachtsdank- und Neujahrswunschbriefe.

Wenn's hoch kommt, wird heutzutage eine mehr oder minder geschmackvolle oder geistreiche Ansichtskarte verschickt, so es nicht gar ein ausfälliges, anstössiges Ulkbild ist. Die Last und Hast des

Tages erlaubt uns gerade noch, ein paar Visitenkarten abzufertigen oder niederzulegen, es sei denn, dass man sich, wo es üblich ist, durch eine Geldablösung zu einem wohlthätigen Zweck von dieser Verpflichtung entbunden zu haben glaubt.

Und wie mit dem geschriebenen geht es mit dem gesprochenen Wort.

Die Grüsse und Wünsche, die man zu Neujahr auch auf dem elsässischen Dorf austauscht, werden immer knapper, nüchterner, nichtssagender. Die gleichschaltende Bildung hat in vielen Fällen nur noch das, allerdings meist unverstandene und daher auch so oft verhunzte: «*Prosit Neujahr*» (d. h. das neue Jahr möge günstig sein) als «*Bross Neijohr*» oder — so schon vor 1870 in Strassburg belegt — «*egross Nejo hr*» bestehen lassen, in Ostwald etwas burschikos: «*S allü, Pross Neijohr*». Sinnvoller klingt freilich das deutsche «*frohe Neujahr*», das uns an das Ende von Luthers Weihnachtslied «*Vom Himmel hoch, da komm ich her*» erinnern lässt: «*Dess freuen sich der Engel Schaar und singen dir solch neues Jahr*». Von Christi Geburt datieren wir ja die Rechnung der «*Jahre des Heils*», und mit Weihnachten begann auch früher das neue Jahr. Ja, man ist mit der Zeit noch bequemer geworden und fragt sich einfach beim Begegnen: «*Wie han'r's neijohr an g'fange?*» oder man ruft sich, z. B. in Oberbruck, zu: «*S sell bim alte bliewe!*»

Wenn man nun aber feststellen muss, dass die Leute sich anfangs darauf beschränken, sich schon beim Begegnen mancherorts zuzurufen: «*Iwünsch dr ö (oder grad) so veel*» statt damit zu antworten, dann wird es nachgerade an der Zeit, die verbliebenen Ueberreste unserer elsässischen Neujahrswünsche zu sammeln und festzuhalten. Die folgenden Zeilen können nicht den Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit erheben und fassen auch, allerdings nur für einzelne Wünsche, auf Zeitungsausschnitten und freundlichst überlassenen Aufzeichnungen von H. Prof. A. Pfleger. Zum grössten Teil beruhen sie aber doch auf erbetenen und zusammengetragenen Angaben in der Hauptsache aus dem Unterelsass, greifen jedoch da und dort über die engern Grenzen nach dem Oberrhein und Lothringen hinüber. Hie und da, aber seltener stossen wir noch auf die «*Einleitung*: «*(Gott) half i, Geddel un Pfedder*» — oder: «*Baasso un so,*» so in Eckwersheim, Gries, Waltenheim, oder kurz: «*Güete Morje*», woran sich der Wunsch schliesst.

Die allgemeine Formel dürfte wohl folgende sein die ich deshalb nicht in einem besonderen Dialekt wiedergebe:

«*Iwünsch i au e glücklis*» (wohl am verbreitetsten) oder:

«*eglücksäli*» (z. B. Dorlisheim, Hoerd, Mietesheim, Sesenheim, Waltenheim, Winzenbach), oder:

«*eglückhaftes neues Johr*» (Balldorf b. Altkirch, Neubreisach und Rappoltsweiler).

Dafür heisst es auch einfach nur: *Viel Glück zum neije Johr*» (Runzenheim).

«*Viel Kraft un G'sundheit*» (Gerstheim und gelegentlich Bischweiler); nur «*G'sundheit*» (Sesenheim, Eckbolsheim).

Oder: «*Güeti G'sundheit*» (Barr, Grafenstaden, Rappoltsweiler) oder:

«*Viel Frajd un G'sundheit*» (Drusenheim, Lohr, Mietesheim, Niederstinzeln, Offweiler, Schlettstadt),

«*so lang ass n'r läwe*» (Drusenheim, Eckbolsheim, Hoerd, Mietesheim, Niederhausbergen, Waltenheim, Weyersheim), während das menschliche Leben betont wird in:

«*un elangs L äwe*» (Balbronn, Bischweiler, Cossweiler, Dorlisheim, Gamsheim, Grafenstaden, Gries, Hoerd, Mundolsheim, Ober- u. Niederhausbergen, Niederstinzeln, Pfulgriesheim, Schwindratzheim).

Dasselbe dem Sinne nach oder in der Variante:

«*un dass 'r lang läwe*» (Bischheim, Westhofen) oder in der sinnreichen Ersetzung:

«*züem neije L äwe*» (Mietesheim), was zwar zunächst wohl einfach bedeuten wollte: zum neuen Lebensabschnitt, aber auch den Wunsch in sich schliessen kann: mit dem neuen Jahr auch ein neues Leben anzufangen, nach 2. Cor. 5, 17 und Off. Joh. 21, 5.

Endlich finden wir als Abschluss: «*un alles, was 'reich selwersch wünsch*» (Barr, Bischweiler, Dorlisheim, Eckbolsheim, Gerstheim, Lauterburg, Geudertheim, Lohr, Oberseebach, Niederhausbergen, Schlettstadt, Sesenheim), oder in der andern Form: «*un alles, was eich liebisch*» (Drusenheim, Waldhambach, Winzenbach).

Dies alles fasst man wohl in Pfulgriesheim auch in den einen Satz zusammen: «*Ich wünsch dr, was dr selwersch wünschekannsch*». Andre Spielarten desselben Themas begegnen uns in: «*Viel Glück züem neije Johr, G'sundheit vor allem un was iehreich wünsch*» (Müttersholz); «*Ich wünsch eich viel Glück zum neije Johr, dass 'r lang läwe un gesund bliewe*» (Ruprechtsau); «*Ich wünsch eich züem neije Johr viel Glück, G'sundheit un Kraft un elang's L äwe*» (Cossweiler); «*Ich wünsch eich viel Glück, G'sundheit un elangs L äwe züem hitige Neijohr s dau*» (Ingweiler); «*Ich*

winsch uch zöm neue Johr veel
Gleck, G'sundheet un e langs Läwe»
(Oberhausbergen).

Etwas kürzer ist: «Viel Glück un was
'r reich selbscht wünsche» (Domfessel);
«Ich wünsch eich viel Glück züem
neie Johr» (Eckbolsheim, Gamsheim, Runzen-
heim), wohl auch mit dem Zusatz: «und dass 'r
lang läwe». Ferner: «Ich wünsch eich
e glücklis nejs Johr» (Strassburg-Neudorf,
Niederhausbergen); «E glücklis nejs Johr»
(Oberhausbergen, Runzenheim). Doch fehlt auch
die religiöse Note nicht, so wenn man sich in
Waldhambach zruft:

«Ich wünsch eich e nejes Johr un lan-
ges Läwe,
Viel Kraft un G'sundheit soll eich
Gott gäwe.»

Oder zu Ballersdorf: «Ich wünsch eich e
glückhafts nejs Johr, gäw eich
Gott.»

Hier sei auch angeführt der Schluss des Neu-
jahrswunsches der Conscrits von Weier i. Tal, der
wenigstens noch in den 90er Jahren üblich war:

Gesundheit, Mut und frohen Sinn,
Wohl viele Jahre immerhin.
Mit Gott hör auf, mit Gott fang an,
Das wünsch ich euch von Herzen an.

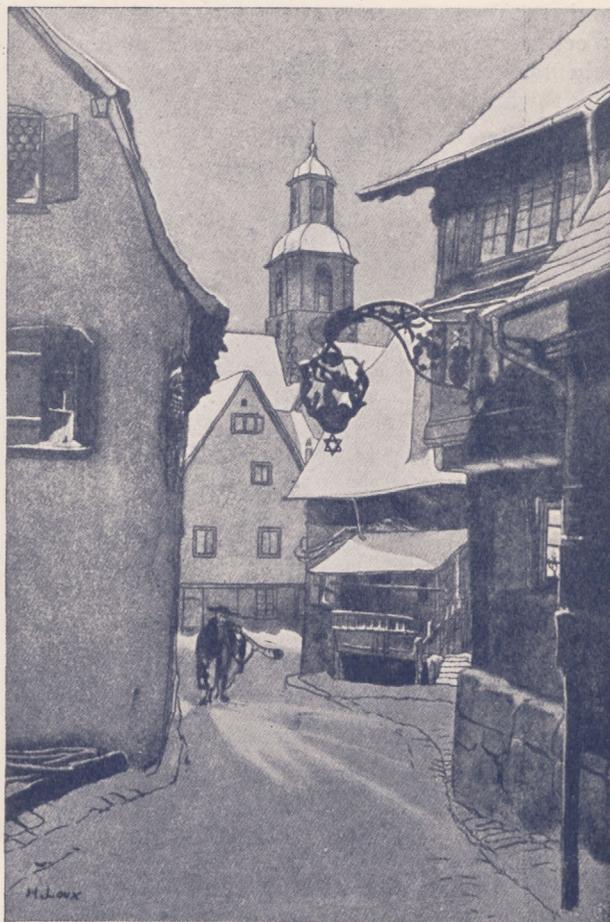
Sehr schön ist auch der alte Neujahrswunsch
von Waldhambach:

Ich wensch eich e glückliches nejes Johr,
Frääd un G'sundhät, so lang iehr läwe,
Un alles, was eich lieb isch:
Soviel Sterne am Himmel steh,
Soviel Troppe in der See,
Soviel Glück un soviel Sääje
Wünsch ich eich zum neie Jahr,
Wollte Gott, es werde wahr.

Allem Anschein nach ist dieser Spruch herge-
sagt worden beim Heischen von Tür zu Tür, wie
uns der Wunsch der Bettler von Rappoltsweiler
noch gegenwärtig ist:

Ich wensch eich e glückhaftes nejs Johr,
Güeti G'sundheit un e langs Laawe,
Un 'm Herr e grosser Disch,
Middle drin e Blatt voll Fisch,
Un dr Madam e goldene Waue,
Dass sie kann ins Himmelreich fahre.
Vum Himmelreich ins Paradies,
Wu sie allzitt gleckli isch.

Die Antworten sind gewöhnlich ganz kurz, wie
in Ballersdorf: «Merci, i wünsch uch o so-
viel», im Unterelsass ganz einfach: «ö soviel»
oder «grad soviel», und in Strassburg noch
im Spasse: «Au soviel un noch e Mol so-
viel, dass 're Profithan.» Harmlos scheint
es vielleicht, aber kann doch boshaft gemeint sein,



H. Loux

Nachtwächters Neujahrswunsch

wenn man in Niederhausbergen erwidert mit:
«Ich wünsch dr ö soviel, wie im Dorf
umgeh». Etwas derb aber lautet es in Kembs:

Ich wensch dr o soviel un drzüa
E Nase wie-n-e Oferohr,
E Mül wie-n-e Schieredohr
Un e roti Froj (ne rote Mann) drzüa.

Gerade diese letztern Sprüche und die witzigen
Dankesformeln aber weisen uns darauf hin, dass
überhaupt die auf einem gewissen Reimbestreben
fussenden Scherzsprüche ursprünglich auf die
Sitte des Neujahrsbeschenkens zurückgehen. Da-
her auch die immer wiederkehrende Erwähnung
des Stollens, des Weckens, der Bretzel, also des
Neujahrgebäcks.

In Bischweiler gab es seinerzeit ein «Herz»,
worin oben — nicht gerade sehr appetitlich — die
Geddel je nach ihrem Vermögensstand eine grö-
ssere oder kleinere Silbermünze gespickt hatte. Die
Gaben mussten abgeholt werden; wer nicht kommt,
kriegt nichts, hiess es damals. Die heutige Jugend
mag wohl gelegentlich auftrumpfen: Wenn sie mir
nichts schicken wollen, sollen sie es bleiben lassen;

und die Wünsche gehn auf ganz anderes als einen Wecken und dergl. ; es muss mindestens ein Stylo sein oder eine Armbanduhr ! Meiner Ansicht nach dürfte die Urform die sein :

Güete Daa, Geddel un Pfedder,
Ich wünsch ejch Glück züem neje Jahr,
Ich will e Brädschdäll wie e Schieredohr,
E Läbküechle wie e Hüß,
Ich geh nit ehndr züer Stubediehr nüß.
(Oberbronn 1842)

Diese etwas herrische Forderung an die Aufgesuchten wird eben später zu einer Drohung für dieselben wie im Fastnachtslied «Kiechle-n-erüß, Kiechle-n-erüß oder ich schlaa e Loch ins Hüß».

Nun verstehen wir solche scherzhafte Neujahrswünsche, wenn sie nicht gar ein «beschreiendes» Abwenden des Unheil bedeuten, wie den in Rufach :

«A Bangela hinter's G'nick», «a Bangela hinters Ohr»
«Un wann d' m'r ebbis gisch — — isch's wohr !»
enthalten. Was denn «isch wohr ? Nun doch wohl der am Anfang ausgefallene Wunsch, worauf sich die ungeduldige Erwartung gründet, und wie er sich in Neubreisach noch so erhalten hat :

Ich wünsch ejch e glückhaftigs nejs Jahr,
Un gaa mr's glich, no isch's wohr.

Das letzte ist nun bei den folgenden Reimsprüchen bereits weggefallen :

Ich wünsch d'r viel Glick,
E Bangel in's G'nick,
Un e Hewwel uff's Ohr,
Bis uff's andre Jahr. (Rappoltweiler)

Oder aus Geisswasser knapp und mit falschem Reim :

Ich wünsch d'r Glick
Un e Bangel uff d' Ripp.

Dr. Kassel überliefert :

Ich wünsch d'r e glücksäälis nejs Jahr
Un e Schlappe an's Ohr,
Un e Barrück voll Geisehoor.

Das Neujahrgebäck lebt wieder auf in Plobsheim :

Ich wünsch d'r e glücksäälis nejs Jahr,
Viel Kraft, G'sundheit un e lang's Läwe,
Un e Stolle drnäwe.

Bischweiler kombiniert die beiden Gedanken :

Broscht Neijohr,
E Stolle an's Ohr,
E Wecke an de Kopf,
Ass 's Blüet erabtropft.

Kurz und bündig heisst's in Niederbronn :

Ich wünsch d'r e glücklis nejs Jahr
Un e Brädschdäll wie e Schieredohr.

In Wasselnheim :

E glicklis nejs Jahr,
Un e Brädschdäll an's Ohr.

In Gossweiler :

E gross Neijohr,
Un e Brädschdäll wie e Offerohr.

oder :

...un e Stolle an's Ohr.

Ebenso in Niederhausbergen.

Mit einer kleinen Aenderung sagt man in Eckbolsheim, Bischheim, Pfulgriesheim :

E glicklis nejs Jahr,
Un e Stolle ans Ohr.

In Schiltigheim tritt der Wecken an Stelle des Stollen. Offweiler variiert folgendermassen :

E güets Neijohr,
E Wurscht wie e - n - Offerohr.
E Brädschdäll wie e Schieredohr.

Aehnlich in Drusenheim :

Ech wünsch dr e güets Neijohr,
Un e Bretschel wie e Schieredohr.

Postdorf spinnt das Lied weiter :

Ich wünsch dr Glück ins neje Jahr,
E Bretschel wie e Schieredohr,
E Läbküechle wie e Ziegeldach
Un e Wurscht bis nooch Breitebach.

In Wörth heisst es : «bis Ewerbach», in Lauterburg : «e Knackworscht bis uff Hagebach». Die Ruprechtsau lässt sich wohl durch den nahen Ausflugsort inspirieren mit ihrem :

Ich wünsch d'r so viel Glick im neje Jahr,
Als d'r Fuchs am Schwanz hat Hoor.

Im Jägertal denkt man wohl an das Neujahranschiessen mit dem :

Prost Neijohr,
Wann's nit kracht,
Kann ich nix drvor.

Neubreisach endlich wird elegisch und wünscht, wohl einem jungen Ehepaar :

Ich wünsch dr viel Glück
Un ich wünsch dr drzüa
Sechs Maidler un e Büe.

Wie gesagt, können die obigen Ausführungen keinen Anspruch auf Erschöpfung der Gegenstandes erheben. Sie wollen vielmehr dazu anregen, was noch an Ueberresten sich erhalten in unserer Zeit, wo man sich des Väterguts glaubt schämen zu müssen, sicherzustellen. Es ist daher auch nicht wiederholt worden, was etwa Dr. B. im Jahrgang 1924, S. 6 von Dossenheim zusammengestellt hat, oder was bereits in den Vogesenjhrbüchern II-VI steht. Und gar nicht zurückgegriffen wurde auf unser ältestes Schrifttum auf diesem Gebiet, das ja schon sowieso der Vergangenheit angehört, das aber ein Berufener zu bearbeiten sich vorgenommen hat. (Vergl. auch Elsassland 1927, S. 7).



Phot. T. Moser

Die Sternsinger
von Münster

Das Sternsingen in Münster i. Lothr.

Von T. Moser

«Leider ist die Sitte des Sternsingens heute im Aussterben», klagt Joseph Lefftz in dem schönen Heimatbuch, das er uns vor einigen Jahren zusammen mit Alfred Pflieger auf den Weihnachtstisch legte (Elsässische Weihnacht, Gebweiler 1931). So ist es leider mit vielem, das unsere Jugendzeit verschönert hat.

Erfreulicherweise ist das Sternsingen in Lothringen noch weit verbreitet. Junge Dörfler kennen Lied und Melodie. L. Pink hat im 1. Band seiner Sammlung «Verklingende Weisen» aus den vielen Lesarten und Singweisen die ausgesucht und veröffentlicht, die ihm «Udils Kättel» vortrug. Henri Bacher hat dazu ein Dorfbild aus Püttlingen gezeichnet, in dem sich sein kindliches Gemüt und seine Heimatliebe widerspiegeln, eines der traulichsten, die er uns schenkte. Vor Jahresfrist hat Maria Conventz in dieser Zeitschrift ein Dreikönigslied veröffentlicht, das ums Jahr 1870 v. «Colas Buwe» aus Rech verfasst worden sein soll. In ihm ist der alte Text verfeinert und geglättet. Eines findet sich in allen Varianten wieder, in Lothringen wie im Elsass, die Schilderung, wie Joseph sein Hemd Mariae gibt, um Windeln daraus zu machen. Heute noch sehe ich vor mir den grossen, vor Kälte zitternden Burschen, der alljährlich aus einem Nachbarsdorf zu uns kam und uns, rhythmisch den Kopf zurückbeugend und die hervorstechenden Tropfen hinabschlürfend — ein Nasütchlein hat er wohl nie sein eigen nennen können — mit krächzender Stimme sang :

«Der Josepp zieht sein Hemdelein aus,
Maria, die macht s' Windelein draus».

Wie poesievoll und zugleich wie bodenständig ist die Lesart, die uns Lefftz aus der Gegend von Kaysersberg gebracht hat :

Der Joseph zieht sein Hemdelein aus
Und schlenzt dem Kind eine Windel draus.
Der Joseph wickelt's in die Windel hinein
Und traüts vom Ochsen zum Eselein.

Wenn wir heuer auf das Sternsingen zurückkommen, so ist es um eine Variation zu bringen, die insofern von der gewöhnlichen Fassung abweicht, als sich vier Sänger beteiligen. Der böse Herodes hat auch seine Rolle.

Könige : Da kommen drei Weisen aus Morgenland,
Der liebe Gott hat uns daher gesandt :
Wir gingen miteinander vor Herodes sein
Tor.

Herodes : Ich möchte gern wissen, wer ist davor.

Könige : Wir sind es, drei Könige aus dem Morgenland,

Der liebe Gott hat uns daher gesandt.

Herodes: Ihr lieben drei Könige, wo wollen ihr hin ?

Könige : Nach Bethlehem steht unser Sinn.
Wo das Kind Jesus geboren soll sin.

Herodes: So seid ihr noch zuerst gefragt :
Warum ist der hinterste König so
schwarz ?

Könige : Der ist so schwarz, ist wohl bekannt.
Er ist König Kaspar aus Mohrenland.

Herodes: Bist du König Kaspar aus Mohrenland,
So reichst du mir deine rechte Hand.

Könige : Die rechte Hand, die reichen wir nicht,
Du bist es Herodes, dir trauen wir nicht.

(Herodes tritt zur Seite.)

Könige : Der Stern, der Stern stand über dem
Haus.
Wir gingen miteinander den Stall hinein.
Wir fanden das Kindlein nackend und
bloss.
Maria nahm es auf ihrigen Schoss.
Sankt Joseph zog sein Hemdelein aus,
Er gibt's der Maria: Macht Windelein
draus.
Der Stern, der Stern soll rumer gehn.
Wir müssen heut Abend noch weiter
gehn.

(Dabei wird der Stern gedreht, und die Sammel-
büchse dargereicht.)

Ihr habt uns eine Verehrung gegeben,
Ihr sollt dieses Jahr mit Freuden er-
leben.

Die Sänger haben auch einen Text bereit für
den Fall, dass sie leer ausgehen sollten, ein Ge-
misch von Aeger und derbem Humor :

«Ihr habt uns keine Verehrung gegeben.
Euch soll das Hemd am . . . erum kleben».

Wir hören, dass in dieser Fassung des Stern-
liedes Kaspar der Mohrenkönig ist, während anders-
wo Balthasar aus dem Mohrenlande kommt.

Das Sternsingen hat zweifellos im Dreikönigs-
schauspiel des Mittelalters seinen Ursprung, das
auch der bildenden Kunst iener Zeit reichlich An-
regung gegeben hat (vgl. Hugo Kehrer, Die Heili-
gen Drei Könige in Literatur und Kunst. Leipzig
1908). Vom 10. Jahrhundert ab wurden die Wei-
sen als Könige dargestellt. Das 11. brachte einen
Altersunterschied in der Darstellung: Jüngling,

Mann und Greis. Das 15. erst erfand den Mohren-
könig.

In der Kirche von Münster in Lothringen fin-
den wir eine gewiss seltene Darstellung der Drei-
königslegende. Die Personen sind hier auf drei
Fialen verteilt, deren Entstehung wir mit einiger
Sicherheit in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts
legen können. Barhäuptig kniet der älteste nieder
und bringt sein Geschenk dar. Der zweite weist
dem dritten das Himmelszeichen, als ob er den
Sterngruss anstimmen wollte: «Hoc signum magni
regis — Das ist das Zeichen des grossen Königs.
Lasst uns gehen und ihn suchen, um ihm unsere
Geschenke zu bringen: Gold, Weihrauch und
Myrrhen». (Diese Skulpturen sind ausführlich be-
handelt in einer Arbeit «Die Kirche von Münster
i. Lothr. und ihre Bildwerke», die die Elsass-
Lothringische Wissenschaftliche Gesellschaft zu
Strassburg in ihrem Jahrbuch 1936 veröffentlicht).

So sehen wir die Verbindung zwischen fernem
Mittelalter und Neuzeit. Wenn die Sternsinger von
Münster im Schatten ihrer prächtigen Kirche
durch die Gassen ihres Dorfes gehen, sind sie in
Geistesnähe ihrer Urahnen, die vor Hunderten
von Jahren zu diesen Bildwerken aufschauten und
den Heiligen Drei Königen auf ihre Weise ihre
Verehrung erwiesen. Nachstehend sei noch die
Melodie des Liedes mitgeteilt, die sich aus alter
Zeit bis in unsere Tage hinein erhalten hat :

Da kommen drei Weisen aus Mor- gen - land. Der
lie - be Gott hat uns da - her ge - sandt, der
lie - be Gott hat uns da - her ge - sandt.

Jänner

Wolke stosse bis uff d'Hieser,
Asphalt glänzt wie gröji Sied.
D'Baim stehn blutt wie Bäserieser, —
Wo nur d'Sunn eso lang bliet ?

D'Gaslaterne stehn verhüdert
Do un dort am Stade rum.
S'Kätzel vor de Hüsdiel riedert, —
Wind lacht sich de Buckel krumm.

Wo als Summerfäde flieje,
Krische heisri Krabbe nur. —
Ob d'Syringle widder blieje,
Un ob ich's noch sähne wurr ?

M. Schmitt.

Dr. L. Pflieger zum 60. Geburtstag

Einen Gelehrten und Schriftsteller vom Range und Rufe L. Pfliegers zum ständigen Mitarbeiter zu haben, ist für unsere Zeitschrift ein unschätzbares und ganz besonderes Glück. An die achtzig wichtige Beiträge zur Elsasskunde, vor allem zur religiösen Kulturgeschichte und Volkskunde, hat der Unermüdlische in den vorliegenden fünfzehn «Elsassland»-Jahrgängen niedergelegt und hat so an dem glückhaften Fortschreiten und Aufblühen unserer Zeitschrift bedeutsamen Anteil. Stets war er bereit und immer hatte er Zeit, wenn es galt, für das Gedeihen und Ansehen der ihm ans Herz gewachsenen Heimatzeitschrift zu wirken und zu spenden, was er aus der Fülle seines überwältigenden Wissens und aus seiner grossen Liebe zu unserem Volkstum beizusteuern vermochte.

Heute, wo er am Meilenstein seiner sechzig Lebensjahre angelangt ist und frohbelegten Herzens mit Stolz und Befriedigung auf ein im Ganzen sonnenbeschiedenes,

fruchtbares Schaffen zurückblicken kann, wie es nur wenigen Gelehrten vergönnt sein dürfte, ist es uns eine liebe Pflicht, ihm im Namen

unserer Zeitschrift und im Verein mit seinen mitarbeitenden Freunden herzliche Glückwünsche und aufrichtigen Dank auszusprechen, verbunden mit dem heissen Wunsche, dass ihm noch viele Jahre lang Gesundheit, Schaffenskraft und Schaffensfreude für eine lange, lange Erntezeit beschieden sein mögen.

Unseren Lesern, die seit Jahren geistig teilgehabt haben an Pfliegers Werk und sich der mannigfaltigen Anregung und Förderung bewusst sind, die sie ihm verdanken, all denen, die sich zu seiner Ehrung in Liebe und Erkenntlichkeit an diesem festlichen Tage uns anschliessen möchten, dürfte es willkommen sein, wenn wir hier öffentlich bekunden, was wir an Lucien Pflieger besitzen, indem wir, wenn auch in knappen Zügen, ein Bild des Lebensganges und der wissenschaftlichen Verdienste des Mannes entwerfen, der ein Menschenalter hindurch die elsässische Heimatforschung

wegbahnend vorwärts getrieben und als leuchtendes Vorbild auf das geistige Leben des Elsass stark eingewirkt hat. Und dessen soll der Jubilar gewiss sein, dass ihm die Freundschaft und Anerkennung Gleichstrebender und die Dankbarkeit und Verehrung Nachfolgender weiterhin treue Begleiter bleiben werden.

Lucien Pflieger wurde am 10. Januar 1876 zu Dachstein geboren, wo sein Vater die Knabenschule leitete. Mit sechs Jahren konnte der geweckte Knabe schon lesen und schreiben und lenkte bald durch leidenschaftliches und unermüdeliches Lesen die Aufmerksamkeit des Pfarrers Stahl von Breitenau im Weilertal auf sich, wohin der Vater inzwischen übergesiedelt war. Dieser riet den Eltern, ihren Aeltesten studieren zu lassen. So kam es, dass der zwölfjährige Knabe zur Grossmutter nach Krautergersheim verbracht wurde, von wo aus er zwei Jahre lang täglich mit dem Schulsack nach Oberehnheim ins Collège wandern musste. Der schwächliche Gesundheitszustand machte aber die Ueberführung ins Bischöfliche Gymnasium



Ehrendomherr Dr. L. Pflieger

zu Strassburg notwendig, das er im Jahre 1896 mit einem glänzenden Reifezeugnis verliess. Tüchtige Lehrer, vor allem Barth, Becker und Ehrhard, haben den früh erwachten Geist des Knaben und Jünglings befruchtet und nach wohlberitetem Studiengang dem Priesterberufe zugeführt.

Im grossen Seminar zu Strassburg warf sich Lucien Pflieger mit besonderem Eifer auf das Studium der Philosophie und Geschichte. Als Seminarbibliothekar war er bald mit den wichtigen Aufgaben der kirchlichen Landesgeschichtsschreibung bekannt und bekam einen Einblick in die grossen Lücken und Mängel dieses Baues, an dessen notwendiger Vollendung nach Kräften mitzuarbeiten sich schon der angehende Priester entschloss. Zunächst fesselte ihn die mittelalterliche Klostersgeschichte, zu der er bereits in den Jahren 1898—1902 bemerkenswerte Beiträge veröffentlichte. Diese vielversprechende Entwicklung Pflie-

gers war Bischof Fritzen nicht entgangen, der ihn für den Lehrberuf bestimmte. Gern folgte der Neupriester dem Rufe seines Bischofs und begann nun sein Universitätsstudium in München, wo sein Oheim, Dr. Nikolaus Paulus, der hochverdiente Geschichtsschreiber der Reformation und des Ablasses, lebte und wirkte. Hier studierte er in den Jahren 1901—1903 Geschichte und Germanistik und promovierte im Jahre 1903 mit einer Dissertation über den bayerischen Gegenreformator Martin Eisengrein. Den Abschluss seiner Studien bildete das Staatsexamen, das er 1905 nach weiterem Studium in Münster i. W. in den Fächern Geschichte, Geographie, Deutsch und Französisch ablegte, um nach Ableistung seines Probejahres an der Oberrealschule am Kaiserpalast zu Strassburg in den Lehrkörper des Bischöflichen Gymnasiums überzutreten.

An dieser Anstalt wirkt Lucien Pfleger nun seit 30 Jahren. In zahllose Schüler, die heute als Priester, Lehrer, Aerzte, Juristen tätig sind, strömte sein reiches, erfrischendes Wissen über, frei von kleinlichen Examensrücksichten. Sie alle, die unmittelbar an der Feuerkraft seines Geistes Anteil haben durften, erinnern sich dankbar jener unvergesslichen Unterrichtsstunden und des Zaubers, durch den der innere Wert von Pflegers Persönlichkeit ihren jugendlichen Geist mit fortwirkender Kraft gefangen nahm, sodass sie heute noch an jenem Reichtum aus frohen Jugendtagen zehren können. So trägt Pflegers Lehrtätigkeit fortwirkend in der jungen Generation, der sein scharfer Kopf und sein warmes Herz so viel zugeute kommen liess, reiche Früchte.

Es ist erstaunlich, was Pfleger neben dem aufreibenden Beruf als Gymnasialprofessor als Gelehrter und Schriftsteller geleistet hat. Seine vielseitigen Veröffentlichungen, die Zeitungs- und Kalenderaufsätze, die Zeitschriftenabhandlungen, die Beiträge zu grossen wissenschaftlichen Sammelwerken und seine selbständig erschienenen Schriften und grösseren Werke sind schon ihrer Zahl nach (etwa 800!) ehrfurchtgebietend und überwältigend. Und erstaunlich ist auch das weite Arbeitsfeld, auf dem sich dieser vielseitig geschulte Forscher mit bewunderungswürdiger geistiger Biegsamkeit betätigt hat, mögen seine Arbeiten die Kirchen- und Profangeschichte, die religiöse Kulturgeschichte und Volkskunde, die Literatur- und Geistesgeschichte oder die Kunstwissenschaft betreffen. Pflegers Spürsinn und Forscherinteresse wusste in diesem weiten Wissenskreis stets interessante, der Untersuchung bedürftige und sie lohnende Gegenstände ausfindig zu machen und sie in seinen Darstellungen zu neuer, wirkender Klarheit und zu wissenschaftlicher Leibhaftigkeit ausreifen zu lassen. Ueberall zeigt sich sein Sinn für das Wesentliche, der das Unbedeutende und Nebensächliche beiseite wirft. Nie war ein Gelehrter

weniger Pedant als er, selten einer so geschickt im Meistern auch des sprödesten und trockensten Materials in eleganter, gemeinverständlicher Darstellung. Darstellungskraft und Darstellungskunst, das sind die Zaubermittel, mit denen er auch anspruchsvolle Leser in seinen Bann zu ziehen weiss.

Pfleger ist eine stark heimatlich verwurzelte Natur. Seine Gelehrten- und Forscherarbeit ist zu innerst und wesentlich mit seiner elsässischen Heimat verbunden, ihr Einfluss auf die Entwicklung der Elsassforschung der letzten Jahrzehnte ist allenthalben spürbar. Manche seiner Arbeiten wurden zu Scheinwerfern auf weite Strecken neuer Forschung, so auf dem Gebiete der elsässischen Christianisierungsgeschichte, des Geiler'schen und Vor-Geiler'schen Predigtwesens, auf dem Gebiete unserer religiösen Kulturgeschichte und Volkskunde und nicht zuletzt auf dem Gebiete der elsässischen Pfarreigeschichte. Hierzu hat Pfleger im «Archiv für elsässische Kirchengeschichte» in den Jahren 1929—1934 eine Reihe tiefeschürfender Untersuchungen veröffentlicht, die nach dem Urteil von berufener Seite die bedeutendste und fruchtbarste Leistung auf dem Gebiete der elsässischen Kirchengeschichte seit Grandidiers Tagen darstellen. Sie werden 1936 als Ganzes in einem stattlichen Bande unter dem Titel «Die Entstehung und Entwicklung der elsässischen Pfarrei. Ein Beitrag zur kirchlichen Rechts- und Kulturgeschichte» erscheinen.

Auf die wichtigsten Schriften und Bücher, die nach der Doktorarbeit von Pfleger veröffentlicht worden sind, sei hier nur in Kürze hingewiesen: Zur Geschichte des Predigtwesens in Strassburg vor Geiler von Kaysersberg (1907), Das Strassburger Münster und die deutsche Dichtung (1909), Beiträge zur Geschichte der Predigt und des religiösen Unterrichts im Elsass während des Mittelalters (1918), Die Geschichte der Niederbronner Schwestern (1921), die auch in französischer Uebersetzung (mit einem Vorwort des Kardinals Luçon von Reims erschienen ist, Beiträge zur Geschichte des katechetischen Unterrichts im Elsass im Mittelalter (1922), Elisabeth Eppinger, die Stifterin der Niederbronner Schwestern (1923), Menschen Gottes (1924) und zuletzt die schönen Lebensbilder von Abbé Mühe, des Apostels von Strassburg (1925) und von Nikolaus Paulus (1931).

Dienstlich und ausserdienstlich war Lucien Pflegers Lebenswerk sicherlich voller Mühe und Arbeit, es ist aber gerade deshalb für ihn köstlich gewesen. Mögen ihm die alte Frische und Unternehmungslust, Rüstigkeit und Arbeitskraft noch lange Jahre beschieden sein, damit er, so Gott will, die lange Liste seiner Veröffentlichungen noch um viele tüchtige Leistungen vermehren kann zum Segen für unsere Heimat und der Elsassforschung zum Ruhme!

Dr. Joseph Lefftz.

Die Pfarrkirchen Strassburgs

Von Dr. Lucien Pfleger

Dass Strassburg schon zur Zeit der Römer ein christliches Gotteshaus hatte, ist kein Zweifel. Nach dem berühmten Mailänder Edikt des Kaisers Konstantin (313), welches die christliche Religion als frei erklärte, organisierte sich in dem römischen Argentoratum eine Christengemeinde. Ihr Gotteshaus erhob sich vor den Mauern der Festung und war dem hl. Petrus geweiht. Es war wohl nur ein ganz bescheidenes Oratorium und die Bischofskirche des ersten Strassburger Bischofs, des hl. Amandus, den wir für das Jahr 346 beglaubigt finden. Das hohe Alter der Kirche, die seit der 1031 erfolgten Gründung der Jung St. Peterstiftskirche den Namen Alt St. Peter erhielt, gab später den Anlass, dass man ihre Gründung auf den Petruschüler Maternus zurückführte.

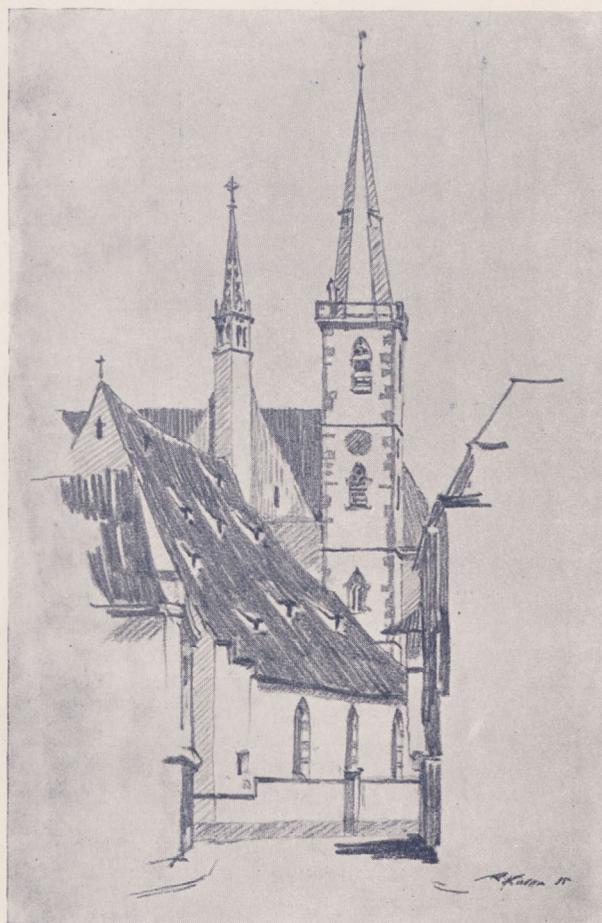
Durch die Einfälle der Germanen in das römische Reich wurde auch das Elsass den Römern entrissen, und i. J. 406 kam Strassburg in ihre Gewalt. Das Elsass wurde die Beute alemannischer Horden. Das römische Argentoratum erhielt den deutschen Namen Strassburg. Blieb das Christentum in der Stadt bestehen? Sehr wahrscheinlich. Als die Franken unter ihrem christlich gewordenen König Chlodwig in der Schlacht von Strassburg (nicht bei Zülpich!) die Alemannen besiegten, begann die systematische Bekehrung des Elsasses. Unmittelbar vor den Mauern des alten Römerkastells erbauten die Franken eine Martinskirche, auf dem heutigen Gutenbergplatz. Erst später, wohl noch im 6. Jahrhundert, hat der erste Bischof fränkischen Namens, der hl. Arbogast, im Innern des Römerkastells, an der Stelle des alten heidnischen Lagertempels eine der hl. Maria geweihte Kirche gebaut, die in der Folgezeit immer die Bischofskirche geblieben ist.

I. Die Pfarrkirchen des Mittelalters

1. Das Münster als Pfarrkirche. Das Münster als Bischofskirche war zugleich die Haupt- und Mutterkirche der ganzen Diözese. Sie diente in erster Linie der Abhaltung der feierlichen Gottesdienste, denen der Bischof vorstand, und der Abhaltung des kirchlichen Stundengebetes, welches die Hauptaufgabe der Domgeistlichkeit war, namentlich als diese, seit dem Ende des 8. Jahrhunderts, eine besonders organisierte Körperschaft mit eigener Regel und gemeinsamem Leben geworden war: Das Domstift oder Domkapitel. Gleichzeitig aber war das Münster auch Seelsorgekirche für die religiösen Bedürfnisse der Gläubigen. Damit der Seelsorge- oder Pfarrgottesdienst den Gottesdienst der Domherren nicht störte, war er an einen eigenen, nicht im Chor be-

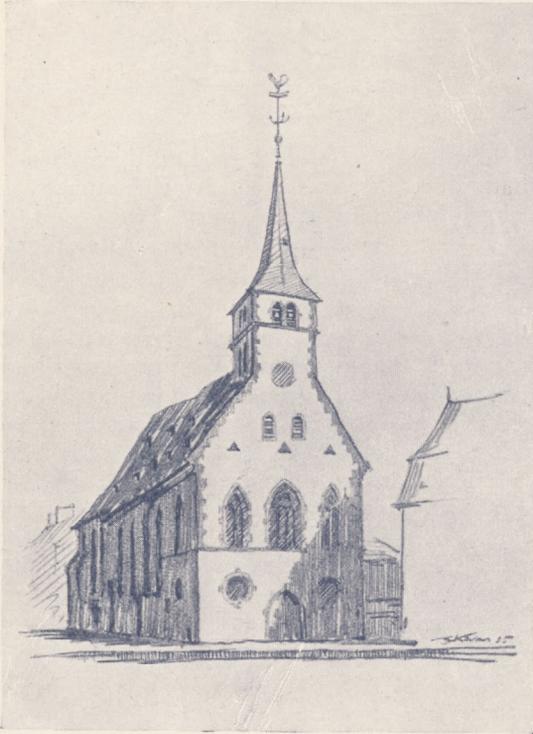
findlichen Altar gebunden. Im karolingischen Münsterbau, der als mächtige Kirchenanlage unter den karolingischen Herrschern Pipin und Karl dem Grossen entstand, stand dieser Altar, dem heiligen Kreuze geweiht, mitten im Hauptschiff der Kirche.

In dem neuen, von Bischof Werner I. i. J. 1015 begonnenen romanischen Münster wurde der Pfarraltar dem hl. Laurentius geweiht, wohl wegen der Laurentiusreliquien, welche Karl der Grosse dem Münster geschenkt hatte. Wir finden diesen Altar zuerst urkundlich erwähnt i. J. 1039. Vor diesem Altare wurde i. J. 1077 Bischof Werner II. begraben. Als nach dem Brande des romanischen Münsters (1176) der jetzige Münsterbau begonnen wurde, dessen gewaltiges Querschiff um die Mitte des 13. Jahrhunderts vollendet war, ist der Laurentiuspfarraltar in das nördliche Querschiff über-



R. Küven

Die Alt-Sankt-Peterskirche



R. Küven

Die Wilhelmerkirche

tragen worden. Dieses, das man als Laurentiuskapelle bezeichnete, war der Sitz der Münsterpfarre, während das durch einen Lettner vom Mittelschiff getrennte Chor dem Bischof und Domkapitel vorbehalten blieb. I. J. 1450 wurde für die St. Laurentzpfarre der prächtige, noch vorhandene Taufstein errichtet und 1453 aufgestellt. In den Jahren 1494 - 1505 erbaute Meister Jakob von Landshut den Vorbau (der die Sakristeien enthält) mit dem prächtigen Laurenzportal. Die jetzige Laurentiuskapelle, der Sitz der heutigen Münsterpfarre, ist die 1515 - 1520 unter Bischof Wilhelm von Honstein errichtete Martinskapelle, in welche erst i. J. 1698 in dem wieder katholisch gewordenen Münster die Laurentiuspfarre definitiv übertragen wurde.

Denn 1529 war im Münster die letzte katholische Messe gelesen und das Münster die Hauptpfarre der protestantisch gewordenen Stadt geworden. Nur vorübergehend wurde es 1550 - 1559 den Katholiken wieder zurückerstattet. Nach der 1681 erfolgten Uebergabe der Stadt an Ludwig XIV. wurde es kraft der Kapitulationsurkunde dem katholischen Kult zurückgegeben. Die Laurentiuspfarre, deren Pfarrer seit dem Napoleonischen Konkordat stets ein Domkapitular ist mit dem Titel eines Erzpriesters, ist bis auf den heutigen Tag Münsterpfarre geblieben.

In der Frühzeit war das Münster die einzige Pfarrkirche der Stadt. Der Pfarrer von St. Lau-

rentius war ein Würdenträger des Domkapitels, der Kustos oder Schatzmeister. Seit dem 12. Jahrhundert aber übte er das Seelsorgeamt nicht mehr selbst aus, sondern bestellte dafür einen eigenen Leutpriester. I. J. 1401 wurde die Laurentiuspfarre der Körperschaft der Präbendare des Hohen Chors einverleibt; diese ernannte nun den Münsterpfarrer. Er führte den Titel eines Erzpriesters des Kapitels von St. Laurentius, dem sämtliche Pfarrer der Stadt und einiger benachbarten Landpfarreien angehörten. Seit dem 15. Jahrhundert waren die Erzpriester auch Grosspoenitiare, d. h. Beichtväter, die von allen dem Bischof selbst vorbehaltenen Sünden lossprechen konnten. Am Gründonnerstag assistierten sie dem Bischof bei der Weihe des heiligen Oels.

In dem Masse, als sich die Stadt vergrösserte, stellte sich das Bedürfnis neuer Pfarrkirchen heraus. Sie sind fast alle vom Bischof gegründet worden auf bischöflichem Boden. Da die merowingischen Könige den Bischöfen grosse Teile des städtischen Bodens geschenkt hatten, war der Bischof der grösste Grundherr der Stadt. Diesen neuen Pfarrkirchen gegenüber betrachtete sich das Münster stets als Mutterkirche. Dieses Verhältnis kam dadurch zum Ausdruck, dass bei den höchsten Feiertagen der Pfarrklerus der Stadt im Münster zusammenkam, und dass man vom Münster aus prozessionsweise die Hauptpfarrkirchen besuchte. Im Münster holten auch alle anderen Kirchen das Taufwasser. Wir wollen nun die Entstehung der anderen Pfarrkirchen kurz verfolgen.

2. Die Sankt Thomaskirche. — Die erste Gründung einer Pfarrkirche nach dem Münster war die Thomaskirche. Sie wurde vom Bischof Adaloch i. J. 823 gestiftet und mit Chor- und Stiftsherren versehen. Der Bischof wählte in ihr seine Grabstätte; ein im 12. Jahrhundert für seine sterblichen Ueberreste neu angefertigter Steinsarg befindet sich heute noch in der Kirche. Dass der Bischof diese Stifts- oder Kollegiatkirche gleich als Pfarrkirche bestimmte, kann man mit Sicherheit daraus schliessen, dass i. J. 1264 Bischof Heinrich die Thomaskirche «die erste Tochter unserer Kathedralkirche» nannte. Diese Stellung der Kirche entsprach es auch, dass man, nachdem der Kirchenbau mehrfach — zuletzt 1144 — durch Feuer zerstört worden war, vom 12. — 14. Jahrhundert den jetzigen mächtigen Bau ausführte, der nach dem Münster der monumentalste Kirchenbau Strassburgs ist. Die hohen Seitenschiffe, die nur weniger niedrig sind als das Mittelschiff, geben dem Bau fast das Gepräge einer Hallenkirche. Das Chor war durch einen Lettner vom Schiff getrennt. Ausser dem Hochaltar zählte die Kirche im Innern und den Seitenkapellen nicht weniger als sechzehn Altäre. Sie war mit zahlreichen Statuen und prächtigen Glasgemälden ge-

schmückt. Leider sind die Altäre, sowie die Wandgemälde, Statuen und farbigen Glasfenster verschwunden, als die Kirche gleich zu Beginn der Reformation dem protestantischen Kultus eröffnet wurde. Zu bedauern ist auch, dass durch das gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufgestellte Grabdenkmal des Marschalls von Sachsen, das den berühmten Pariser Künstler Pigalle zum Urheber hat, auch das Chor völlig entstellt wurde. St. Thomas ist heute eine der wichtigsten protestantischen Pfarrkirchen.

3. Die Sankt Aurelienkirche. — Sie ist eines der ältesten Gotteshäuser Strassburgs und bestand als ein der hl. Aurelia geweihtes Bethaus schon lange vor St. Thomas. Man hat diese hl. Jungfrau fast stets als eine der Gefährtinnen der hl. Ursula und der 11000 Jungfrauen betrachtet. Die Legende dieser Heiligen ermangelt aber jeder historischen Wahrheit. Nun wurde aber eine Heilige Aurelia stets in der Kirche ihres Namens verehrt, und eine Krypta enthielt ihr Grab, das von zahlreichen Pilgern besucht wurde. Wer war diese Heilige? Sie war wohl eine jener «gottgeweihten Jungfrauen», denen wir im merowingischen Zeitalter oft begegnen, und die sich in der Nähe Strassburgs in die Einsamkeit zurückgezogen hatte und im Geruch der Heiligkeit starb. Ueber ihrem Grab wurde ein Bethaus errichtet. Als der hl. Columbanus 615 von Mainz her durch Strassburg kam, nahm er Reliquien dieser Heiligen mit und setzte sie in einer bei Bregenz gelegenen Kapelle in einen von ihm geweihten Altare bei. So können wir den Ursprung der Strassburger Aurelienkirche noch in die frühfränkische Zeit versetzen. Da sie auf bischöflichem Grund lag, konnte der Bischof über sie wie über sein Eigentum verfügen. So schenkte sie der Bischof Ruthard (933 - 950) dem Thomastift mit allen Zehnten und Einkünften. Bischof Otto (1081 - 1100) tat noch mehr; da ein Drittel des Zehnten dem Priester der Aurelienkirche zufiel, schenkte der Bischof auch dieses Drittel dem Thomastift, damit dieses einen seiner Stiftsherren an der Kirche anstelle. Diese Tatsache, dass der Geistliche der Aurelienkirche ein Drittel des Zehnten besass, beweist, dass also um diese Zeit, vielleicht schon viel früher, St. Aurelien eine Pfarrkirche geworden war. Dies war nötig, weil sich im Lauf der Zeit in der vor den alten Stadtmauern gelegenen Gegend zahlreiche Gärtner und Bauern angesiedelt hatten. Da auch die Dörfer Adelshofen und Königshofen in den Sprengel von St. Aurelien gehörten, war die Pfarrei während

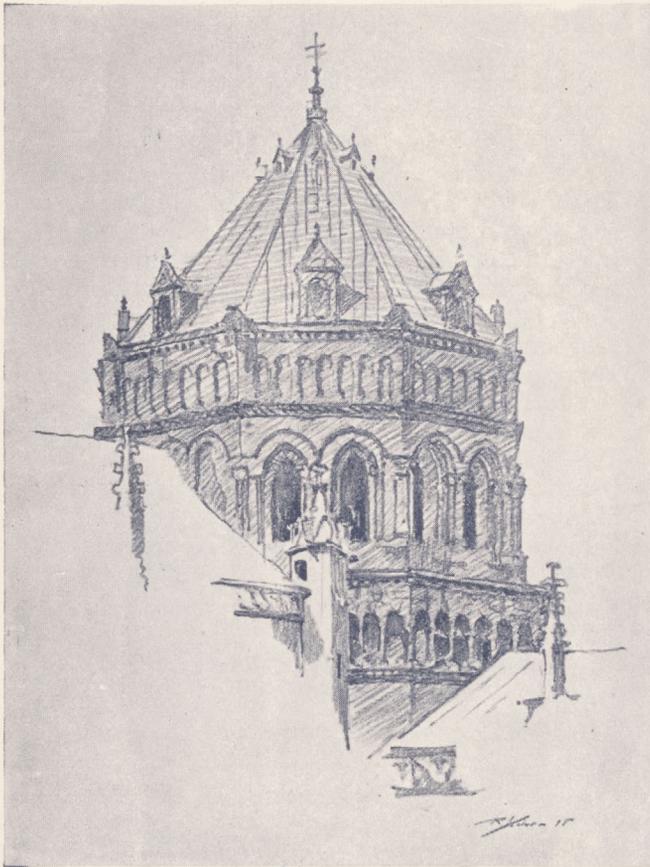
des Mittelalters eine der ausgedehntesten von Strassburg. Seit dem 13. Jahrhundert versahen die Stiftsherren den Pfarrdienst nicht mehr persönlich, sondern stellten einen schlecht besoldeten Pfarrverweser («ewiger Vikar») an.

Wir wissen von dem Aussehen der alten Kirche, die im 12. Jahrhundert neu erbaut wurde, nur wenig; von ihr ist noch der Turm erhalten, das jetzige Schiff ist 1765 errichtet. Die Kirche besass, wie wir schon oben sagten, eine Krypta mit dem Grab der Kirchenpatronin. Im Anfang des 14. Jahrhunderts suchten die Stiftsherren von St. Thomas der Kirche den hl. Mauritius als Patron zu geben. Aber das Volk blieb der hl. Aurelia treu, und der alte Kirchentitel hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Im Jahre 1524 haben die protestantisch gewordenen Gärtner den Sarkophag der hl. Aurelia zerstört und ihre Gebeine zerstreut. Die Kirche wurde protestantische Pfarrkirche.



R. Küven

Die Sankt-Thomaskirche



R. Küven

Kuppel des Münsters

4. Die Martinskirche. — Sie stand auf dem jetzigen Gutenbergplatz und ist, wie eingangs erwähnt wurde, bald nach der Besetzung Strassburgs durch die Franken errichtet worden. Alte Strassburger Chronisten wollten sogar wissen, dass sie i. J. 513 von der Königin Clotilde gestiftet wurde. Sicher ist auf alle Fälle, dass sie, wie ihr Martinpatronat und ihre Lage vor den Mauern des alten Römerkastells beweist, noch vor dem Marienmünster erbaut wurde, vielleicht von dem ersten fränkischen Bischof, der in Strassburg erschien, oder gar von dem hl. Arbogast, der ein grosser Martinsverehrer war. Sie ist sicher schon früh, wohl im 11. Jahrhundert Pfarrkirche geworden. Leider wissen wir über ihr Aussehen gar nichts. Ein Neubau entstand in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie wir aus einem Geleitsbrief wissen, den i. J. 1243 der Strassburger Rat dem Boten der St. Martinskirche ausstellte, der Beiträge sammelte zur Erweiterung und Neuaufrichtung der Kirche, in der, wie hier besonders betont wird, viele Heiligenreliquien aufbewahrt wurden. Im Jahre 1381 hören wir wieder von einem Neubau. Die Kirche besass einen Kreuzgang, und auf dem anliegenden Kirchhofe erhob sich eine dem hl. Jodokus geweihte Kapelle. Patron der

Martinskirche war der Bischof, der sie verleihen konnte, wem er wollte. Im Jahre 1331 vereinigte Bischof Berthold von Bucheck sie mit dem bischöflichen Tische, d. h. er zog das ganze Einkommen für sich ein, und statt des bisherigen selbständigen Rektors ernannte er einen Pfarrverweser. 1468 inkorporierte Bischof Albrecht von Bayern die Kirche dem Hohen Chor des Münsters. Als Strassburg lutherisch wurde, beschloss die Stadt i. J. 1525 die Kirche abzubauen. Schon im März dieses Jahres wurden die Altäre zerstört. Vergebens protestierte Bischof Wilhelm von Honstein gegen den Ratsbeschluss. Es dauerte noch einige Jahre, bis er ausgeführt wurde. Erst an 1529 wurde sie abgebrochen mit der Begründung, «dass die Tagelöhner des Winters halb etwas verdienen.» Ein altehrwürdiges Denkmal der Stadt fiel einem unverständlichen Vandalismus zum Opfer.

Kulturgeschichtlich interessant ist, dass auf dem Platz von der Martinskirche der Strassburger Stadtrichter Recht sprach. Um die Kirche herum hatten die Fischer ihre Verkaufsstände. Wenn die zum Tode des Ertrinkens Verurteilten zur Rabenbrücke geführt wurden, zeigte man ihnen in der Martinskirche die hl. Hostie.

5. Die Alt-Sankt Peterskirche. Diese erste und älteste Kirche der Stadt wird im Jahre 1132 in einer Urkunde als Alt-St. Peter erwähnt. Damals war sie schon Pfarrkirche und lag noch in der Vorstadt. Bei der Stadterweiterung von 1200 wurde sie in die Stadt einbezogen. Sie war Eigentum des Bischofs. Durch die Bischöfe kam das Patronsrecht darüber an den elsässischen Landgrafen Heinrich von Werde, der es den Herren von Bliede, zwei Brüdern, weiter verlieh. Sie gaben es 1239 an den Bischof zurück, der es im selben Jahre dem Trinitatiskloster in Strassburg übertrug. Als dieses Kloster i. J. 1264 an die Benediktinerabtei Altdorf kam, gab diese 1274 das Patronsrecht wieder an den Bischof zurück. Als im Jahre 1298 das Kollegiatstift Rheinau von den Fluten des Rheines zerstört wurde, kamen die Stiftsherren nach Strassburg, wo ihnen mit Zustimmung des Rats, des Bischofs und der Pfarrgemeinde die Kirche Alt-Sankt Peter eingeräumt wurde. Die Stiftsherren errichteten 1381 einen Neubau. 1475 wurde das Chor neu aufgeführt. Der Stiftspropst Thomas Wolf liess 1505 auf seine Kosten den Kreuzgang um den Kirchhof erbauen. Die Stiftsherren hatten von Rheinau die angeblichen Reliquien des hl. Amandus und das Haupt der hl. Brigida mitgebracht. Ausserdem besass die Kirche die vorgeblichen Gebeine der hl. Einbetta, Vorbetta und Wilbetta, die i. J. 1489 in einer eigenen Kapelle in einem ihnen geweihten Altar beigesetzt wurden. Diese Heiligtümer sicherten der Kirche einen grossen Zulauf, namentlich

wegen vieler Wunderzeichen, die am Grab «der heiligen drei Jungfrauen von Strassburg» geschahen, von denen ein noch erhaltener Bericht meldet. Die Stiftsherren scheuten auch keine Kosten, um die Kirche mit Werken der Kunst auszuschnücken. Eine Reihe Wandteppiche schilderte das Leben des hl. Amandus. Eine silberne Büste der hl. Brigida schmückte deren Altar. Im Jahre 1500 schuf der Strassburger Bildhauer Veit Wagner ein grosses Altarwerk, das unter anderen Motiven die Legende des hl. Maternus, den die Stiftsherren als Gründer ihrer Kirche betrachteten, in schönen Reliefbildern verherrlichte. Sie sind als einzige Ueberbleibsel des 1749 abgebrochenen Altars noch in der heutigen katholischen Kirche vorhanden.

Die Alt Sankt Peterskirche war das erste Strassburger Gotteshaus, in dem die Lehre Luthers gepredigt wurde. Sie ist lutherische Pfarrkirche geworden. Nur von 1550 - 1559 war sie wieder im Besitz der Katholiken. Als Strassburg 1681 französisch wurde, musste den Katholiken das Chor abgetreten werden. Da es für die katholische Pfarrgemeinde viel zu eng war, gelang es endlich dem tüchtigen Pfarrer Ahlfeld, eine eigene, an die alte protestantische Kirche angebaute katholische Kirche zu erbauen, zu der am 16. Juni 1867 der Grundstein gelegt wurde. Es war seit Jahrhunderten der erste katholische Kirchenbau.

Bei dem grossen, kurz vor dem Krieg vorgenommenen Strassendurchbruch für den Neuen Boulevard verlor die ohnehin wenig geräumige Kirche zwei Joche, erhielt aber dafür eine monumentale Turmfassade.

6. Die Jung-Sankt Peterskirche. Ihr Ursprung reicht in die frühmerowingische Zeit hinauf. Da wurde, wohl noch im 6. Jahrhundert, ein kleines Hospiz mit einer Kapelle zu Ehren der gallorömischen Märtyrin Columba gegründet. An der Stelle dieses Gotteshauses stiftete Bischof Wilhelm nach dem Beispiel von St. Thomas i. J. 1031 eine dem hl. Petrus geweihte Kirche mit einem Kollegiatstift von Stiftsherren. Es ist kein Zweifel, dass diese Kirche von Anfang an die Pfarrechte erhielt. Sie wurde i. J. 1049 von Papst Leo IX. eingeweiht. Der Papst schenkte ihr seinen seidenen Chormantel, der in der Folgezeit am Mittwoch in der Charwoche unter grossem Zulauf dem Volke gezeigt wurde. Bis zum 13. Jahrhundert war der Stiftskustos Pfarrer der Kirche, dann wurde für ihn ein Stellvertreter eingesetzt. Im Jahre 1180 wurde der Neubau der Kirche begonnen, 1200 - 1210 entstand der grosse westliche Mittelthurm, in dessen Erdgeschoss das Westchor eingerichtet wurde. Um 1250 entstand das Chor, zehn Jahre später das Langhaus mit einem doppelten südlichen Seitenschiff. Im Verlaufe der Zeit wurden mehrere Kapellen angefügt. Das grosse



R. Küven

Die Sankt Stephanskirche

Hallenportal soll von Erwin von Steinbach stammen. Ein noch vorhandener Lettner trennte das Chor vom Schiff. Auf dem Lettner wurde ein Columbaaltar errichtet, der i. J. 1268 von dem hl. Albert dem Grossen eingeweiht wurde; der Lettner besteht heute noch. Das Innere der Kirche ist von grossartiger Raumwirkung, und nach aussen wirkt der Bau so malerisch, dass er eine der schönsten architektonischen Zierden des Stadtviertels ist. In der Reformationszeit protestantische Pfarrkirche geworden, musste sie 1550 - 1569 den Katholiken wieder restituirt werden. Nach der französischen Annexion erhielten die Katholiken das Chor als Pfarrkirche. Es diente als solche bis zum Jahre 1893, wo die katholische Pfarrgemeinde das neu erbaute, dem Herzen Jesu geweihte, aber im Volk als Neue Jung-St. Peterskirche bezeichnete Gotteshaus jenseits des Wallgrabens bezog. Es ist ein imponierender, ganz in rotem Sandstein aufgeführter romanischer dreischiffiger Bau mit gewaltiger, weithin sichtbarer Kuppel.

Die alte Kirche, die in den Stürmen der Revolutionen stark gelitten hatte, erfuhr nach dem Auszug der Katholiken eine durchgreifende Restauration.

7. Die Sankt Stephanskirche. — Am Anfang des 8. Jahrhunderts gründete Adalbert, der Sohn des Herzogs Eticho und Bruder der hl. Odilia an der nordöstlichen Ecke des alten römischen Kastells das Frauenkloster St. Stephan und setzte seine Tochter Attala als erste Abtissin ein. Sie starb im Rufe der Heiligkeit, und ihr Grab in der Klosterkirche zog während des Mittelalters



R. Küven

Sankt-Nikolauskirche

stets viele Pilger an, welche das Wasser des in der Kirche fliessenden Attalabrunnens als Wunderwasser anwandten. Im Jahre 1003 schenkte Kaiser Heinrich II. die Abtei dem Bischof Werner von Strassburg. Durch die Bischöfe erhielt nun auch die Klosterkirche von St. Stephan die Rechte einer Pfarrkirche. Die jetzt noch bestehende Kirche wurde unter Benutzung älterer Fundamente von 1200-1250 aufgeführt. Es war eine romanische, dreischiffige Basilika mit einer an St. Thomas erinnernden imponierenden Fassade mit Fensterrose und breitem Frontalturm. Mit dem Ausbruch der Reformation wurde die Pfarrkirche geschlossen. Erst im Jahre 1687 wurde sie wieder als katholische Pfarrkirche eröffnet und den Antonitern anvertraut; 1700 zogen Visitandinnen in die alten Klostergebäude ein. Während der grossen Revolution wurde das prächtige Gotteshaus grässlich verstümmelt. Da man darin einen Theatersaal einrichtete, wurden die Säulen der Schiffe mit den Gewölben entfernt, die Aussenmauern erhöht und der ganze Raum mit einer flachen Decke versehen. Die Fassade wurde nach Abbruch des Turmes alles Schmuckes beraubt. Durch den 1858-1860 erfolgten Bau des Bischöflichen Gymnasiums wurde die Kirche, von der nur das Querschiff und die

Chorabsiden intakt geblieben sind, vor völliger Zerstörung gerettet.

8. Die Sankt Andreaskirche. — Strassburger Chronisten erzählen, dass i. J. 1252 diese Kirche von den Edlen von Rathsamhausen zum Stein und den Marxen von Eckwersheim gestiftet worden sei. Das kann nicht gut stimmen. Denn schon im Jahre 1220 berichtet eine Urkunde von einem Zehntstreit zwischen St. Thomas und dem Leutpriester von St. Andreas. Wir können nach einem dem 12. Jahrhundert angehörenden Cantatorium (Kirchengesangbuch) des Münsters, wo die Andreaskirche erwähnt ist, sogar annehmen, dass sie schon um diese Zeit bestand. Auch sie war eine Eigenkirche des Bischofs; denn aus einer Urkunde von 1345 erfahren wir, dass die Brüder Eberhart, Wilhelm und Eberlin von Greifenstein den Kirchensatz (d. i. das Patronat) von St. Andreas von Bischof Berthold von Bueck zu Lehen tragen. Ihre Vorfahren, heisst es da weiter, hatten die Kirche dem Strassburger Ritter Burckart von Müllenheim verliehen gehabt. Wahrscheinlich waren auch die sogenannten Edlen von Rathsamhausen und Eckwersheim bischöfliche Lehensträger gewesen und haben zu einem Neubau der Kirche im 13. Jahrhundert, wo in Strassburg überhaupt eine rege Baulust herrschte, erheblich beigetragen. Neben der Kirche befand sich eine Klausur, wo eingeschlossene Frauen (Inklusen) lebten. Im Jahre 1337 war die Kirche das Stadtgespräch geworden, da man in ihr ein junges Mädchen beisetzte, das ein Jude in sein Haus gelockt und ermordet hatte; es wurde eine Zeitlang als Märtyrin verehrt.

Die Andreaskirche war die einzige Pfarrkirche Strassburgs, die nie einem Stift inkorporiert war, daher blieb ihr Seelsorger stets selbständiger Pfarrer. Die Kirche stand nahe beim Stadtgraben am Judentor. Sie wurde 1525 geschlossen, weil der Pfarrer sich weigerte, lutherischen Gottesdienst zu halten. Von 1545-1563 wurde sie den aus Frankreich vertriebenen Protestanten zum Abhalten des Gottesdienstes angewiesen. Im Jahre 1746 wurde sie den Rekollekten (Franziskanern) übergeben, die sie zerstörten und an ihrer Stelle zwischen den Stadtmauern und der Regenbogengasse ein grosses Kloster errichteten, von dem der Kreuzgang und beträchtliche Gebäude noch heute erhalten sind.

9. Die Sankt Nikolauskirche. — Diese Pfarrkirche war die einzige in Strassburg, die nicht auf bischöflichem Eigen errichtet wurde. Sie war die Gründung eines Privatmanns, des bischöflichen Gutsverwalters (wir würden heute sagen Finanzminister), der im Jahre 1182 auf einem ihm gehörenden Grundstück an der Ill zu Ehren der hl. Magdalena, Mauritius, Nikolaus und Cäcilia eine Kapelle erbaute und mit Gütern be-

gabte. Er behielt sich vor, zu Lebenszeit den Geistlichen zu ernennen. Da die neue Kapelle im Pfarrsprengel St. Thomas lag, bestimmte er, dass nach seinem Tode der Propst von St. Thomas den Geistlichen ernenne. Dieser muss den Offizien der Stiftsherren von St. Thomas beiwohnen und dem Stift zwei Drittel der Opfergaben abführen. Da sich der Stifter für die Kapelle das Tauf- und Begräbnisrecht erwirkt hatte, war sie eine richtige Pfarrkirche, die ihren eigenen Sprengel erhielt, aber ebenso wie St. Aurelien eine Eigenkirche von St. Thomas war, der sie 1314 einverleibt wurde. Da in ihrer Umgebung meist Fischer und Schiffsleute wohnten, benannten diese die Kapelle nur nach ihrem Schutzpatron Nikolaus. Diesen Namen hat sie behalten. Im Jahre 1381 erfolgte ein Umbau der alten Kapelle, die eine einfache, romanische Saalkirche war; auf die erweiterte Kirche wurde das noch bestehende hohe Dach gesetzt. Zugleich wurde der Turm erhöht und mit einer neuen Glockenstube versehen. Kleinere bauliche Änderungen erfolgten im 16. und 17. Jahrhundert, eine gründliche Erneuerung in der neuesten Zeit. In der Reformationszeit ist St. Nikolaus protestantische Pfarrkirche geworden.

II. Die nachmittelalterlichen und neueren Pfarrkirchen

Durch die Einführung der Reformation verschwand der Strassburger Katholizismus fast ganz von der Bildfläche. Von den eben behandelten neun Pfarrkirchen waren sechs in protestantischem Besitz. St. Martin war abgebrochen, St. Andreas geschlossen, St. Stephan als Pfarrkirche aufgegeben. An ihrer Stelle wurde St. Wilhelm als neue protestantische Pfarrei eingerichtet. Es war die Kirche des im Jahre 1302 in Strassburg eingezogenen Wilhelmitenordens gewesen. Das Kloster wurde 1533 aufgehoben, und die Kirche Kloster wurde 1533 aufgehoben und die Kirche ein sehr einfacher, innen flachgedeckter Raum mit langgestrecktem Chor, hat bis heute ihren Hauptschmuck, die wundervollen Glasgemälde erhalten, ebenso das prächtige Grabdenkmal der Grafen Philipp und Ulrich von Werd.

Bis zur französischen Periode hatten die wenigen, noch in der Stadt weilenden Katholiken keine Pfarrkirche; in Nacht und Nebel wohnten sie dem heimlichen Gottesdienst bei den Johannitern oder in der Kirche der Magdalenenschwestern bei. Nach 1681 zog der Katholizismus wieder in die Stadt ein und erstarkte, von der französischen Regierung begünstigt, zusehends. Das Münster wurde den Katholiken zurückgegeben, und die protestantische Münsterpfarrei siedelte in die Kirche des verlassenen Dominikanerklosters, die «Neue Kirche», über. Sie wurde bei der Belagerung



R. Küven

Die Sankt Johannkirche

des Jahres 1870 ein Raub der Flammen samt der kostbaren Stadtbibliothek, die im Kirchenchor aufgestellt war. Nach dem Kriege wurde sie als dreischiffiger, romanischer Bau neu errichtet.

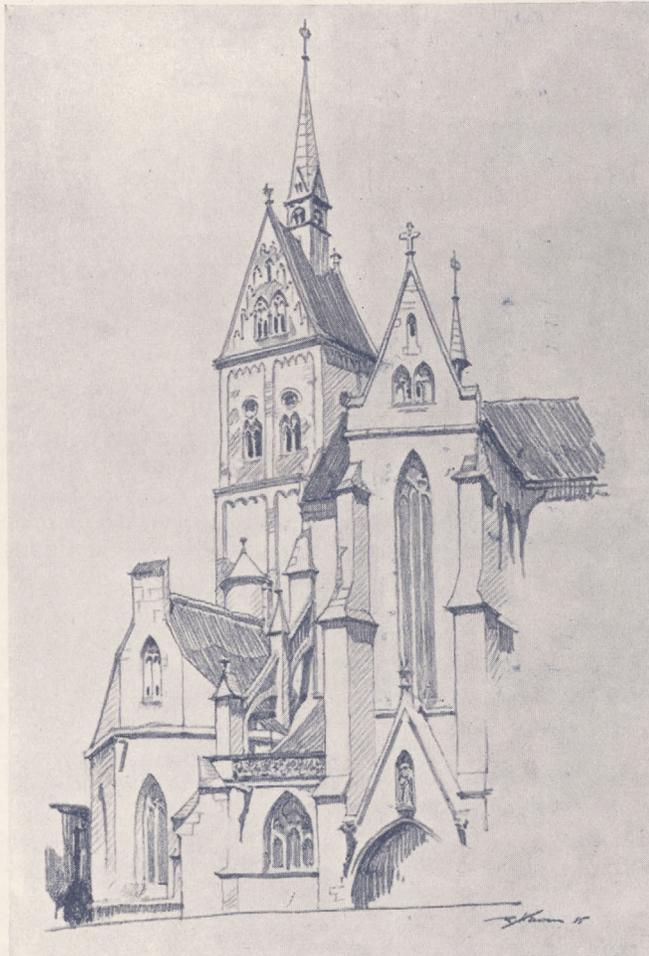
Die Katholiken erhielten 1683 die Chore von Alt- und Jung-Sankt Peter als Pfarrkirchen wieder angewiesen, ebenso wurde, wie wir oben sahen, St. Stephan wieder Pfarrkirche, im Jahre 1687 und nicht erst 1702, wie gewöhnlich angegeben wird. Daneben wurden neue Pfarreien gegründet: 1686 St. Markus, in der Kirche des alten Frauenklosters St. Marx, das die Stadt nun den Johannitern abtreten musste als Ersatz für das von ihr beschlagnahmte alte Johanniterhaus zum grünen Wörth (heute das «Raspelhaus»). Die Johanniter versahen die Pfarrei, und es bürgerte sich jetzt für die am Staden des Wallgrabens gelegene, einfach gebaute Kirche der Name St. J o h a n n beim Volke ein. Ferner entstand die Pfarrei St. L u d w i g, die in der ehemaligen Karmeliterkirche untergebracht wurde. Sie wurde 1687 den Augustinerchorherren übertragen. Die Militärpfarrei in der neuerbauten Zitadelle wurde den Franziskanerrekollekten übertragen. So besaßen bis zur französischen Revolution die Katholiken im Innern der Stadt sieben Pfarreien.

Die Revolution zerstörte für mehr als ein Jahrzehnt alles äussere religiöse Leben, das dann durch das napoleonische Konkordat wieder reorganisiert wurde. Im Jahre 1803 erfolgte die Reorganisation der Pfarreien. Die Protestanten blieben im Besitz ihrer alten Pfarreien. Von den katholischen schied St. Stephan aus. An ihre Stelle trat die Kirche des

aufgehobenen Frauenklosters S t. M a g d a l e n a. Es war ein bescheidener einschiffiger, gotischer Bau, der mit prächtigen Glasgemälden geschmückt war. Leider ist die Kirche in der Nacht vom 6. - 7. August 1904 einem Brand zum Opfer gefallen. Nur das Chor blieb stehen. Es ist geschickt als Seitenkapelle in die neue Kirche einbezogen worden, die am 1. Mai 1913 konsekriert wurde. Diese ist ein Bau in den Formen eines einfachen Barock, wirkt aber durch die hervorragende Ausstattung des Innenraums, die Chorfenster Ehrismanns und die Wandmalereien René Kuders.

So besaßen nach der Neuordnung die Katholiken wieder sieben Pfarrkirchen: St. Lorenz im Münster, die beiden St. Peter, St. Johann, St. Magdalena, St. Ludwig in der Zitadelle und in der Stadt. Diese letzte Kirche brannte im Jahre 1805 nieder. Sie wurde erst zwanzig Jahre später wieder aufgebaut.

Nach dem grossen Kriege trat eine neue Pfarrkirche zu den früheren: S t. M a u r i t i u s, die ehemalige, unter dem deutschen Regime erbaute katholische Garnisonskirche, ein wahres Schmuckstück moderner, gotischer Baukunst.



R. Küven

Die alte Jung-Sankt-Peterskirche

Die Vogesenlandschaft im Schatten der Eiszeit

Eine Einführung in das landschaftliche Schauen von L. Spielmann

Soviel Reize das Antlitz einer Landschaft aus seinem eigenen, unbeirraren Wesen, aus dem bunten Gemisch seiner Pflanzenwelt und aus seinen absonderlichen, zärtlichen oder abenteuerlichen Gesteinsformen auch ziehen mag, so redet es doch nicht jedem die gleiche eherne, unwandelbare Sprache.

Den meisten fließt die Fülle einer Landschaft nur aus dem eigenen Ich, aus dem dünnen Faden Blut, der den Beschauer, seinen bäuerlichen Vorfahren ähnlich, an die Erde fesselt. Wie für den Künstler, ist die Landschaft für diese etwas Verzaubertes, Unerlöstes, das allein durch ihre Gegenwart Gehalt und Seele annimmt.

Nun darf man wohl aber annehmen, dass es dem Auge eines jeden gegeben ist, eine Landschaft aus ihrer ewigen Gleichförmigkeit, bereichernd und erneuernd, zur besonderen Wesenheit zu erheben. Es bedarf keiner besonderen Empfänglichkeit, um der Landschaft derart schöpferisch zur Seite zu stehen, wohl aber einer kleinen Anleitung, ein Hand-in-Handgehen mit Wissenden, um mit dem Gesetze ihres Aufbaues vertraut zu werden. Es genügt, einiges Wissen zu besitzen, um mit Wissen bereichert heimzukehren, denn es liegen so viele Geheimnisse an allen Wegen, die nur darauf warten, von ihrem Schweigen erlöst zu werden. Es gibt keinen Stein im Lande und keinen Baum im Walde, die, zum Leben erweckt, die Mühe nicht hundertmal lohnten.

Ohne uns viel zu beschweren, wollen wir es versuchen, die Gestaltung des heutigen Landschaftsbildes, so wie die Eiszeit es geprägt hat, kurz zu erklären.

Kein See der Vogesen hat die Volksphantasie mehr beschäftigt als der Sternsee. Von allen Seiten mit steilen Felswänden zugemauert und selbst gegen die Talseite fest verriegelt, taucht er unerwartet, die menschliche Wissensbegierde zugleich reizend und enttäuschend, vor uns auf. Auch der Unbesonnenste zögert, die Entstehung dieses halbkugeligen, abgeschlossenen Kessels auf einen gewöhnlichen, an fließendes Wasser gebundenen Verwitterungsprozess zurückzuführen. Die meisten denken an eine vulkanische Entstehung. Sie stellen sich den See als einen alten, vulkanischen Krater, als ein Stück geborstener Erdrinde vor, wie es tatsächlich für die winzigen Seen der Eifel der Fall ist. Aber dann müssten wir an Stelle der Tiefengesteine vulkanische Porphyre haben, wie wir sie etwa auf der Burg Nideck finden, die durch ihre grossen Kristalle auf undurchsichtigem Grund leicht erkenntlich sind, und dann müssten wir auch

irgendwo heisse Quellen und Gasausströmungen finden!

Wie einfach ist doch alles für den Alpenkenner! Er weiss, dass auch der Gletscher ein mächtiger, wenn auch diskreter Gestalter und Erbauer der Landschaft ist, der aber seinen eigenen Gesetzen gehorcht. So ist seine Ausgrabungskraft nicht wie beim Wasser an die Fällung, sondern an die Eishöhe gebunden: Je höher das Eis, desto stärker die Ausfurchung. Demnach ist sein Zerstörungswerk in vorbestehenden Senkungen am grössten. Solche Becken vertiefen sich immer mehr, während ein natürliches Hindernis, ein Erdhöcker oder eine Erdrille etwa, in Folge seiner dünnen Schneedecke vollständig erhalten bleibt und im Kontrast zu den vertieften Senkungen nur noch ausgeprägter hervortritt. So könnte man die ganze, unmässige Grabung am hinteren Dollertale auf die Gegenwart eines natürlichen Hindernisses während der Eiszeit zurückführen. Aber dann müsste der verriegelte Talabfluss auch mit anderen Gletschermerkmalen übereinstimmen, was auch der Fall ist. Da das ganze Abschleifungsvermögen des Eises auf seiner Aufhäufung beruht, werden auch notwendigerweise nur die Tal- oder Beckensohle und die unteren angrenzenden Seitenwände angegriffen. Während also das fließende Wasser die Talseiten von oben angefangen regelmässig abdacht und seinen trichterförmigen Talabschluss ausspült, untergräbt die Gletschererosion die Kesselwände, deren obere, nun schwebende Teile abstürzen und so gewaltige, senkrechte Höhen herausmeisseln.

Steile Flanken, eine kesselförmige, gegen das Tal abgeriegelte Sohle sind für einen See die untrüglichen Zeichen seiner Gletscherherkunft, die wir am deutlichsten am Sternsee, aber mehr oder minder ausgeprägt an den meisten Vogesenweihern wieder finden. Nach dem Sternsee sind vor allem der Alfeldsee und der Altenweiher als gute Beispiele und der Widenbachrunz und das Leiblethal im Mittlachertal als trockene Vorkommen zu verzeichnen.

Natürlich reihen sich diesen Merkmalen noch viele andere an, wie vor allen Dingen die wilde, schneidig ausgezackte Gipfelinie der Bergeinfassungen, wie sie uns etwa in den Spitzköpfen über dem Fischbödle in vollendeter, wenn auch rauher Schönheit entgegentritt und die mit dem absonderlichen Verwitterungsverfahren des Frostes zusammenhängt, der die Steine sprengt und so zu scharfen, jugendlichen Profilen führt, während das Wasser sie verbröckelt und vorzeitig altert.

Nicht selten sind diese Wände mit Wasserfällen





A. Bayer

Der Weisse See

geziert. Die Fallhöhe des Schweizer Staubbaches ist so gross, dass er sein Wasser über dem Falle vollständig verstäubt, doch wollen wir uns mit dem Wasserfall des Alfeldsees, eines der herrlichsten und lehrreichsten Seen der Vogesen begnügen.

Noch deutlicher, die Phantasie stärker erregend, äussern sich diese Gletscherwände, wenn zwei Gletscherbecken nebeneinander liegen. Zu der zerklüfteten Kammlinie gesellt sich dann noch das doppelte Absenkeln der Wände, das zu typischen Pfeilern führt, die man in der französischen Schweiz «Gendarmes» und in der deutschen «Spitzen» nennt. Ein gutes Schulbeispiel bieten in den Vogesen die Spitzköpfe zwischen Fischboedle und Schiessrothried, die auch heute noch der letzte Zufluchtsort der alten Gletscherflora bilden.

Andererseits kann auch der Riegel zu einer gewaltigen Kulisse im Theater der Natur auswachsen. Typisch an allen Riegeln ist die massive, steile Stosseite, gegen welche die ganze Schneemasse unaufhaltsam anstürmt und die friedlich abgedachte Seeseite. Am deutlichsten wirkt diese Struktur am Alfeldsee, wo die Strasse in engen Schleifen inmitten malerischer Viehherden am Riegel emporklettern, die Stosseite sich hingegen direkt an die Staumauern lehnt. Man darf sich aber nicht wundern, dass heute, Tausende von Jahren nach der Eiszeit, die Riegel im allgemeinen durchbrochen sind und sich nur noch an den Talseiten deutlich abzeichnen. Der Ansatz zu dieser Verkrüppelung stammt jedoch aus der Eiszeit selbst. Genau wie ein Schneeball unter dem Druck der Hände im Wasser verläuft, hat auch das Gletschereis den Hang, sich an Orten des höchsten Druckes, d. h. am Riegel, zu verwässern. So entsteht der schmale, aber desto wildere Gletscherbach, der seine Hauptkraft auf die Durchsägung des Riegels verwendet :

ein neuer Wasserfall entsteht, der aber nicht in das Gletscherbecken sondern in das Tal mündet. Später, auch dann noch, wenn der Gletscher unter dem Gebote des besänftigten Wettergottes längst einem See gewichen ist, nagt und sägt der Sturzbach zäh und unbeirrbar weiter und vollendet das stürmische Landschaftsbild. Wer je den Waldpfad, der leider immer mehr verwaist, zum Alfeldsee genommen hat, erinnert sich sicher nicht ohne Bewunderung des schaurig-schönen Schauspieles der dröhnenden Gebirgswasser, die sich mahnend und schäumend in die Zahnücke des gespaltenen Riegels drängen. Weniger grandios, aber doch ganz deutlich erkennbar, wiederholt sich das Bild am Riegel des Fischboedle.

Nun ist aber die Wirkung des Gletschers bei weitem nicht auf sein Sammelbecken beschränkt. Wie eine Zunge rückt er aus seinem Kessel über den Riegel, bis weit in das Tal hinein vor. Vor jedem Hindernis wiederholt sich das Aushöhlungsverfahren, so dass sich der Talweg nicht in einer gleichmässigen Kurve hinab bewegt, sondern in eine Reihe Becken ausartet, die wie die Perlen am Rosenkranz gestuft hintereinander liegen. Jedes Becken endigt in einem Riegel und einer Taleinengung. Der Kenner des Wormsatales kann sich leicht ein Bild davon machen : Das erste Becken liegt hinter Riegel und Taleinengung versenkt zwischen dem Nächstenbühl, dem Hohneck und den Spitzköpfen und bildet den heutigen Schiessrothried. Das zweite Becken, das Fischboedle, ist gleichfalls durch Riegel und Talenge dem Auge entzogen. Nur das dritte und letzte Becken, das die untere Talsohle bildet, breitet sich weit unter dem Himmel aus und ist, vom links aufsteigenden Pfad gesehen, eine prächtige Gletscherillustration.

Bei dieser Gelegenheit muss auch die zärtliche, weiche Form der Felsen auffallen, die allenthalben aus dem ehemaligen Gletscherboden hervorragen. Von weitem gesehen, erinnern sie an eine Herde Schafe, die im Grase ruhen. Ueberall, wo Gletscher dem Boden ihre Geschichte anvertraut haben, finden wir diesen Eindruck wieder. Er hängt mit der besonderen Angriffsart des Eises zusammen, das, ganz langsam talwärts bewegt, wie ein Schlitten über die Steine schleift und sie abrundet und poliert. Im Hochsommer, wenn die Seeböden trocken liegen, bietet diese Eiswirkung auf der blossgelegten Gletschersohle einen interessanten Kontrast zu der wütenden Arbeit des Frostes auf den Höhen. Am Alfeldsee ist die ganze ehemalige Gletscherlandschaft durch solche polierte Felstafeln gezeichnet, und der «Glatstein»

im Thurtal verdiente wohl im Gletschergarten zu Luzern aufbewahrt zu werden.

Die Moränenbegleitung der Gletscher ist zu bekannt, um uns lange aufzuhalten. Da die Geröllaufhäufung hauptsächlich auf die abstürzenden Seitenwände zurückgeht, lagern sich die über der Abfuhr verkratzen und zerritzten Steine besonders seitlich ab und kennzeichnen somit den ehemaligen Eisgang.

Wenn zwei Gletscher zusammen treffen, schliessen sich die betreffenden Seitenmoränen zu einer Mittelmoräne zusammen. Eine solche über lagert teilweise den Zusammenfluss des Mittlacher Fechttales (Altweihergletscher) und des Wormsatales (Schiessrothriedgletscher) vom «Burgköpfe» bis zu dem gegenüberliegenden «Sommerlitt» und hat die leichte Pfadbildung zum Fischboedle erlaubt. Die ins Wormsatal abgetriebene Moräne zeigt, dass der Altweihergletscher der stärkere war. Aehnliche Verhältnisse finden wir weiter hinten im Tal, dem Kiwifelsen vorgelagert, am Zusammenfluss der Fecht und der Kolbenfecht und im Thurtal, wo die Kirche von Hüsseren sich auf einer Mittelmoräne erhebt, die der Thurgletscher einerseits und der Mollaugletscher anderseits aufgeschichtet hat.

Am Gletscherende lagert sich natürlich das ganze Geröll das Tal verbauend ab. Solche Endmoränen, wie sie typisch bis zu 15 m Höhe bei Krüth, Hüssern und Seehäuser im Urbistal ausgebildet sind, führen vielfach zur Seenbildung. Der Weisse See z. B. lehnt sich nicht an einen Riegel, sondern an eine Frontmoräne an. Diese Erhöhungen, die einen gewissen Schutz vor Ueberschwemmungen bieten, führen auch oft zu Siedlungen. So ist Metzeral auf einer Frontmoräne erbaut, die an der Mühlbachertrasse die Fecht um 15 m überragt und den seltsamen Höhenaufstieg am Talausgange erklärt.

Da ein Gletscher nun nicht auf einen Schlag seine ganze Ausdehnung erreicht, kann es vorkommen, dass mehrere Endmoränen hintereinanderliegen. So finden wir im Mittlachertale eine erste Moräne weit hinten an der Strasse zum Herrenberg, die sich bis zur Berthaquelle hinzieht.

Eine Geröllablagerung kann aber auch hinter jedem Hindernis entstehen, und so zu Hindernismoränen führen, die den Gletscher in seinen unteren Lagen entzwei teilen, und somit nur die Seitenfurchung erlauben. Solche Hindernismoränen mögen schon manchen intrigiert haben, der sich auf seinen Wanderungen an der Thur, mitten im Tal plötzlich einem Inselberg gegenüber sah. Typische Beispiele sind der Bärenberg hinter Odern und der Schlossberg bei Wildenstein, die



A. Bayer

Der Sternsee

ihr Dasein also einem doppelten Grund verdanken: dem natürlichen Hindernis mit anliegender Moräne und der Bildung eines Zwischenkamms nach der Zerteilung des Gletschers und der daraus erfolgten Seitenfurchung.

Wenn der Gletscher unter klimatologischen Veränderungen zurückfliesst, sammelt sich das Geröll nicht mehr, sondern lagert an Ort und Stelle in einer Grundmoräne ab. Solche Verhältnisse erklären die Gegenwart riesiger Felsblöcke (erratische Felsblöcke), die mit dem Unterlagengestein keine Verwandtschaft haben. So sieht man z. B. in den Vorhügeln Blöcke aus dem älteren Sandstein dem jüngeren Kalke aufliegen, was sich durch eine sekundäre Ablagerung erklärt. Fließendes Wasser kann natürlich für den Transport auf die Hügelhöhe nicht in Betracht kommen. Das Volk, das ein guter Beobachter ist, kennt diese absonderlichen Verhältnisse schon lange. Doch greift es mit seinen Erklärungen gern ins Uebersinnliche. Solche Steine heissen «Teufelsstein», «Hexenstein» usw. und liegen vielleicht am Anfang des Legendenkreises um den Bollenberg bei Rufach. Wissenschaftlich festgelegt ist ihre Gletscherherkunft jedoch nur im Gebiete des Elsässer Belchen.

Nach der Gletscherzeit verfällt natürlicherweise die ganze Gletschertopographie dem Verfall. An den Moränen werden die leichten Bestandteile ausgewaschen und längs den Flüssen, Terrassen bildend, abgetragen. Solche Terrassen sehen sich oft wie in die Länge gezogene, oben abgeflachte Wälle an. Im Thurtal, das überhaupt eine einzigartige Gletscherstruktur aufweist, lehnt sich eine klassische Terrasse dem «Brand» an. Weiter hinten liegt linker Hand eine andere, die, an der Kreuzmatt beginnend, sich in der Wesseringler Endmoräne verfließt und so ihre Herkunft deut-

lich anzeigt, und in einem Nebentale der Thur, zwischen Mollau und Storkensohn, liegen gar zwei Terrassen stufenartig übereinander.

Gehe nun, lieber Wanderer, wieder hinaus und schreite wie so oft durch dein Bergland. Einst kanntest du kein Verweilen, ein fernes Ziel trieb dich stürmisch hinan. Nun grüssen dich überall traute Verwandte; ehrwürdige Berggestalten, Heidrücken und lächelnde Täler laden dich zur Zwiesprache ein und lassen dich des Fragens und

Vergleichens nicht müde werden. Dieses unverrückbare Bild, das dir so vertraut ist, weil du es in deiner fernsten Jugend schon so sahst und deine Kinder und Kindeskinde es wieder so sehen werden, beginnt sich plötzlich zu regen. Ein gnadenvoller Schöpfungstag ist angebrochen. Du siehst die Landschaft gebären, du siehst sie streben und wachsen, wie wenn dein eigener Herzschlag sie triebe. Wie viel Leben pulst plötzlich in den herzlosen Steinen!



Alfred Fischer

Die Spitzköpfe
mit Fischbödle

Neujahrsnacht

Nach einer Lothringer Volkssage erzählt von F. Peters

In einer Neujahrsnacht sass eine Grossmutter mit ihren Enkelkindern allein im Zimmer. Die Eltern waren ausgegangen. Draussen heulte der Sturm, so sehr er nur heulen kann, und trieb kohlschwarze Wolkenmassen vor sich her und peitschte Schnee und Regen gegen die Fenster, dass es klatschte, und machte die alten Wetterhähne auf den Dächern kreisen, kurz es war das scheusslichste Wetter und die finsterste Nacht, sodass das halb erleuchtete, warme Zimmer durch den Gegensatz noch behaglicher wurde. Nur ein Begehren nach Gruseln weckte der heulende Nachtsturm.

Die Kinder schauten erregt drein, denn die Grossmutter hatte soeben eine Geschichte beendet. Dann besprachen sie noch eine Weile das Gehörte, allmählich sprachen sie immer weniger, und endlich wurden sie schläfrig.

Da erhob Fritzchen plötzlich sein Köpfchen und sprach: «Grossmutter, du musst uns noch etwas erzählen, denn es ist noch lange hin bis Mitternacht und bis die Eltern kommen; und wenn du nichts erzählst, so schlafen wir ein.» — «Ach ja, Grossmutter», bat Mariechen, «nur muss es etwas sein, was gut ausgeht, nicht mehr so etwas Trauriges».

Die Grossmutter sann eine Weile nach und erwiderte dann: «Etwas Lustiges fällt mir gerade nicht ein, aber etwas, was wenigstens nicht allzu schlimm ausgeht. Erinnert ihr euch wohl noch an die Tante Marie, die vor ein paar Jahren zu ihrem Sohne, zum Onkel August, gezogen ist?»

«O gewiss! Die gute Tante, sie hat uns so oft etwas geschenkt.»

«Nun, der ist einmal etwas ganz Wunderbares passiert,» fuhr die Grossmutter fort.

«Ach, das sollte man gar nicht glauben, dass einer so ehrwürdigen alten Dame etwas Wunderbares passieren könnte», meinte Fritzchen.

«Naseweis,» schalt die Grossmutter, «ihr Kinder vergesst immer, dass wir Alten auch einmal jung gewesen sind. Und die Zeit, von der ich sprechen will, war die Marie noch lange keine zwanzig Jahre alt und ich noch keine fünfzehn. — Habt ihr wohl einmal etwas vom Stadtkalb oder dem Kalb Pharao gehört?»

«Schon oft», rief Fritzchen, «die alte Gret will es noch im vorigen Winter in Nachbar Müllers Stall gesehen haben.»

«Nun, so hört denn: Vor vielen Jahren, als die Marie und ich noch ganz jung waren, sassen wir auch einmal in der Neujahrsnacht mit der Mutter und ein paar Freundinnen in diesem nämlichen Zimmer. Es war auch eine wüste, schwarze Nacht, nur dass der Sturm damals noch ärger tobte, und

wir erzählten uns von allerlei Dingen, gerade wie jetzt; nur dass wir damals viel lustiger waren. Da fingen auf einmal die Kühe im Stall schrecklich an zu brüllen und wüsten mit den Ketten zu rasseln. Die Mutter war unwohl und das Gesinde zur Feier der Neujahrsnacht auswärts, so war es denn an der Marie, im Stall nachzusehen, denn wir waren damals noch nicht so vornehm wie ihr kleinen Schelme jetzt und machten uns öfters im Stall zu tun.

Wie nun Marie in den Stall kommt, sieht sie dort ein fremdes Kalb herumlaufen, obwohl alle Türen zu waren. Und die Kühe waren ganz rasend vor Angst, obwohl sie sich doch sonst vor einem Kalb nicht gerade fürchteten. Die Marie war aber nicht ängstlich, machte eine Stalltür weit auf, griff nach einem Besen und schlug damit nach dem Kalb, dass es hinauslaufen sollte. Das Kalb lief auch hinaus, drehte sich aber herum, sobald es über der Schwelle war, und da sah sie, dass es zwei grosse, glühende Augen hatte wie zwei Feueräder.

Darüber erschrak sie wohl ein wenig, verlor aber doch den Mut nicht und ging hinaus, um die Stalltür, die nach aussen ging, zuzuziehen. Wie sie heraustrat, hörte sie eine Stimme wie von einem Menschen, der weint, und verstand die Worte: Folge mir und erlöse mich! Sogleich fühlte sie sich sanft emporgehoben und eine Strecke durch die Luft fortgetragen, bis sie vor einem Felsen niedergesetzt wurde. Der Felsen tat sich auf, und sie trat in eine hohe, glänzend erleuchtete Vorhalle. Dabei empfand sie nicht die geringste Furcht, sondern war nur verwundert und neugierig.

In der Halle traten ihr zwei Mohren entgegen in einer ganz ausländischen Tracht, wie sie sie noch nie gesehen hatte, und verbeugten sich tief vor ihr bis auf die Erde. Dann schritten sie vor ihr her und öffneten eine grosse Flügeltür. Durch diese trat sie in einen hohen, gewölbten Raum wie eine Kirche oder einen Tempel. Rechts und links sassen an den langen Wänden auf grossen Sesseln viele Männer, wohl mehrere Hundert, auch alle ganz fremdartig in Kleidung und Aussehen. Unten an der Wand, ihr gegenüber, war ein hoher Thron aufgestellt auf einem Unterbau von schwarzem Marmor, und quer vor demselben stand die Statue eines Stiers, ebenfalls aus schwarzem Marmor dem Throne gegenüber, auf einem Unterbau stand ein Sessel, so dass sich der Stier zwischen dem Thron und dem Sessel befand.

Als sie eine Weile gestanden und sich umgeschaut hatte, erhob sich einer der Männer, der der Aelteste zu sein schien, schritt unter tiefen Verbeu-

gungen auf sie zu und redete sie an : O Herrin, du bist in ein wundersames Haus geführt worden ; aber fürchte dich nicht, niemand darf dir ein Haar krümmen, wir alle sind vielmehr untertänigste Diener und erhoffen von dir eine grosse Gnade ; wenn du Mut und Glauben nicht verlierst, kannst du ein grosses, gnadenreiches Werk vollbringen.

Während er so sprach, führten die beiden Schwarzen das Kalb herein, das sie vorhin in der Stalle gesehen hatte. Und sogleich erhoben sich alle Männer und bildeten einen Kreis um dasselbe und sangen und murmelten Gebete und schlangen Rauchfässchen. Sie sah, wie das Kalb vorne auf die Knie fiel und sich dann auf den Hinterbeinen aufrichtete und dann zusammenschumpfte. Zuletzt sah sie noch eine verschwommene Masse wie eine Wolke. Aus der trat plötzlich ein sehr schöner, aber bleicher und trauriger Mann heraus und schritt langsam auf den Thron zu, stieg die Stufen hinauf und setzte sich.

Jetzt traten zwei Männer an sie heran, wieder mit den ehrerbietigsten Verbeugungen, fassten sie bei der Hand und führten sie auf den Sessel vor dem Thron. Dann trat wieder der alte Mann heran, der sie zuerst angeredet hatte, kniete vor ihr nieder, murmelte einige Gebete und sprach dann :

Du hast gehört, Herrin, wie vor Tausenden vor Jahren die Juden durch das Rote Meer zogen, wie der Pharao, der damals in Aegypten herrschte, sie mit Heeresmacht verfolgte, und wie dann alle von den Fluten verschlungen wurden. Nicht alle aber ertranken in den Wassern. Der dir gegenüber sitzt auf dem Thron, ist der Pharao, der die Juden verfolgt hat, und wir alle, die du hier siehst, sind die Priester und Krieger seiner nächsten Umgebung. Als die Flut hereinbrach, in der die andern umkamen, wölbten sich über uns die Wasser zu einem hohen Gewölbe, sodass wir ganz trocken standen auf dem Meeresgrunde.

Dann schoss aus dem Wasser heraus ein Meerunhold, der allerlei grässliche Tiergestalten annahm. Aber Stimme und Sprache hatte er wie ein Mensch. Und er trat unter uns und sprach also : Ihr seht, dass ihr in meiner Gewalt seid, denn dass die Wasser sich über euch wölben, sodass ihr im Trockenen steht, ist auf meinen Befehl geschehen. Und sobald ich ein Zeichen gebe, stürzen sie auf euch herab, dass ihr elend umkommen müsst wie eure Gefährten. Ich frage euch nun, ob ihr sterben oder mir dienen wollt.

Wir fragten, was wir denn tun sollten in seinem Dienst ; da erwiderte er : Darnach habt ihr nicht zu fragen, sondern ihr habt nur zu wählen, ob ihr sterben wollt oder dienen. Das kann ich euch aber wohl sagen, dass nichts geschehen soll auf der Welt, was bisher nicht auch geschehen ist und in Zukunft geschehen wird, ob mit oder ohne euer Zutun.

Damit war nun wenig gesagt, und manchem mochte es wohl scheinen, dass es besser sei zu sterben. Doch hatten wir auch wieder das Leben lieb, und so willigten wir denn ein zu dienen. Das war ein unseliger Entschluss, denn alles, was wir tun mussten, war uns und anderen zur Qual. Wir mussten arme Schiffer verlocken und ertränken oder mit Wasserdünsten über die Erde ziehen und Pest und andere Krankheiten über die Menschen ausschütten. Dazu legte der Unhold uns unerhörte Qualen auf, woran er seine Lust hatte, so dass wir täglich den Tod als einen Erlöser herbeiwünschten.

Aber der kam nicht. Jahrzehnt auf Jahrzehnt und Jahrhundert auf Jahrhundert verging, ohne dass wir schwächer oder älter wurden. So ging eine lange Reihe von Jahrhunderten dahin, bis eines Tages der Unhold fortblieb. Und als wir nun alle nahe bei einander standen und besprachen, was geschehen sein möchte und was wohl kommen werde, erschien plötzlich mitten unter uns eine hehre leuchtende Gestalt, wie ein schöner Jüngling anzuschauen, und er hub an zu reden :

Ich bin ein Engel des Herrn. Der wahre Gott, der einzige, hat mit der Welt Erbarmen gehabt und einen Erlöser gesandt. Eure Götter waren Hirngespinnste und Unholde, und ihre Zeit ist dahin. Auch der Unhold, der euch gepeinigt hat, hat keine Macht mehr über euch. So will ich nun ein Zeichen tun, dass ihr die Macht des wahren Gottes erkennt.

Dann wurden wir einen Augenblick wie betäubt, und als wir wieder zu uns kamen, standen wir in dem schönen Saale, in dem du uns hier siehst, und der Engel mitten unter uns ; und er sprach : Danket jetzt Gott, der Erbarmen mit euch gehabt hat, und gelobt, dass ihr in Zukunft nur ihm dienen wollt.

Da fielen wir alle auf die Knie und priesen Gott ; nur der Pharao blieb stehen und sprach zu dem Engel : Ich habe zu unseren alten Göttern gebetet, und sie haben mich oft erhört. Noch wenige Tage, ehe du kamst, haben sie mein Flehen vernommen und den Unhold ferngehalten. Darum will ich mich dem neuen Gotte nicht geloben, es sei denn, dass du noch ein Wunder tust.

Da ergrimte der Engel und rief : Es soll geschehen, wie du begehrt. Ich will noch ein Wunder tun, aber nicht zu deinem Heil. Indem er so sprach, berührte er ihn leicht, und sogleich verwandelte er sich in ein Kalb, wie du ihn vorhin gesehen hast. Darauf sagte der Engel zu uns :

Zur Strafe für seinen Unglauben soll der Pharao in der Gestalt dieses Tieres auf Erden umirren, und nur alle hundert Jahre einmal in der Neujahrsnacht wird er hierher zurückkehren und seine menschliche Gestalt wieder annehmen. Dann wird zugleich eine reine Jungfrau hierher geführt werden. Der sollt ihr versichern, dass ihr kein Haar gekrümmt werden kann, was auch immer



Gustave Doré

Im Walde

geschehen möge. Und wenn die Mut und Glauben nicht verliert und ihm einen Kuss auf die Stirn drückt, trotz aller Verwandlungen, die mit ihm vorgehen mögen, dann soll er erlöst sein und hier bei euch weilen, bis der Tag des Gerichts kommt.

Während der ganzen Zeit, die der alte Priester sprach, hatte sie kein Auge von dem Pharao abwenden können, der sie traurig und bittend ansah. Und ein anderer Priester hatte neben ihr gestanden und sie beräuchert und besprengt und allerlei Zaubersprüche gesprochen. So kam es, dass sie das heisseste Mitleid für den unglücklichen Pharao empfand und ihr Leben hätte geben können, um ihn zu erlösen.

Als sie nun der Priester bat, sie möchte ihren Mut und ihren Glauben festigen und den Pharao küssen, da gelobte sie, sie wolle ihm den Kuss auf die Stirn drücken, was auch geschehen möge. Sobald sie das gesagt hatte, fing der Stier zwischen ihr und dem Thron an, ins Ungeheuerliche zu wachsen und sich aufzulösen wie in riesige Wolken von schwarzem Rauch. Und dann bemerkte sie, dass sie ganz allein war in der grossen, schwarzen Höhle, und ganz am Ende, wohl hundert Schritte von ihr entfernt, sass der Pharao auf einem Stuhl. Ihr ward unheimlich, aber doch schritt sie entschlossen vorwärts. Da bemerkte sie mit Grauen, wie er erbleichte und erstarrte und völlig zur Leiche wurde. Aber doch drückte sie die Hand gegen das Herz und schritt vorwärts. Da sah sie, wie die Leiche grün und blau wurde wie in der Verwesung, und Würmer krochen aus den Augenhöhlen heraus und allerlei scheussliches Getier bedeckte den ganzen Körper. Dazu tauchten aus dem Boden grässliche Gestalten auf und huschten um sie herum.

Sie konnte sich vor Angst und Grauen schier nicht mehr aufrecht erhalten, dennoch ging sie vorwärts, bis sie dicht vor ihm stand. Als sie sich aber niederbückte, um ihm den Kuss zu geben, sass auf einmal der leibhaftige Satan vor ihr und grinste scheusslich und bot ihr die Stirn zum Kuss. Da verlor sie die Macht über sich und rannte davon und schrie laut zu Gott um Hilfe. Und da war im Nu alles verschwunden, und sie lag in unserem Schlafzimmer auf ihrem Bett.»

* * *

Hochrot und mit fliegendem Atem hatte Mariechen zugehört. Auch Fritzchen war sehr in Aufregung, doch fand bei ihm der Zweifel noch Raum, und er rief: «Aber Grossmutter, woher weisst du denn alles, du bist doch nicht dabei gewesen.»

«Höre nur, wie es gegangen ist,» erwiderte die Grossmutter. «Als die Marie in jener Neujahrsnacht hinausgegangen war, wurde es sogleich im Stall still. Umso mehr wunderten wir uns, dass sie nicht wieder kam. Endlich gingen wir nach, aber da fanden wir sie nicht mehr im Stall. Nun dachten wir, sie wäre in die Nachbarschaft gegangen, und fragten nach, aber niemand hatte sie gesehen. Da bekam ich grosse Angst um sie und dachte, ich wollte die ganze Nacht suchen, bis ich sie gefunden hätte. Weil es aber sehr kalt war, wollte ich erst meinen Mantel holen, der in unserem Schlafzimmer hing. Wie ich in das Zimmer kam, lag die Marie angekleidet auf ihrem Bett und starrte mich mit wirren Augen an, ohne mich zu erkennen. Erst als ich ihr eine Weile zugeredet hatte, kam sie zur Besinnung und erzählte mir, was ihr begegnet war. Wir hätten nun wohl gern geglaubt, das alles bloss ein Traum gewesen sei. Aber dass sie das fremde Kalb im Stall gesehen hatte, war doch wahr, und wie sie ins Zimmer und auf das Bett gekommen war, wusste sie nicht.»

Als die Grossmutter geendigt hatte, trat ein kurzes Schweigen ein, dann meinte Fritzchen: «So wird nun der unglückliche Pharao von heute ausgerechnet noch wenigstens fünfzig Jahre als Kalb herumlaufen müssen; und ob er dann erlöst werden wird, erscheint mir sehr zweifelhaft, denn mehr wie die Tante Marie wird schwerlich irgend eine «reine Jungfrau» zu leisten imstande sein — sie hat sich ausserordentlich brav benommen.

«Ja,» sagte Mariechen und schauderte, «ich wäre viel früher weggelaufen. Einen solchen Leichnam küssen — brrr! Oder den leibhaftigen Satan — hu! Mir graut». — «Du wirst ihn also am nächsten Erlösungstermin sicherlich nicht befreien», sagte Fritzchen, «auch möchtest du dann für eine «Jungfrau» schon zu alt sein». — «Wo der Schlingel nur die altklugen Redensarten her hat», schalt die Grossmutter. In diesem Augenblick ward die Türe aufgerissen, und die Eltern kamen eilends herein, und von allen Türmen schlug es zwölf. Die Kinder liefen ihnen jubelnd entgegen, der Punschtopf wurde vom Ofen geholt und fröhlich auf das neue Jahr angestossen, und bald war das Grauen vergessen.

Anm. In Bitsch ist der Glaube verbreitet, dass der König Pharao, welcher die Juden durch das Rote Meer verfolgt hat, in Gestalt eines grossen Kalbes ruhelos die Welt durchirrt. Noch heute kann man dort Personen treffen, die dieses Tier gesehen haben wollen.



Schmuggler

Eine Erzählung von Fr. Lutzing

An der pfälzisch-elsässischen Grenze blüht der Schmuggel von Tabak. Die Ausübung dieses Gewerbes ist zwar sehr gefährlich, aber auch sehr einträglich, denn die geschmuggelten fremden Rauchwaren sind innerhalb der französischen Grenzpfähle ein sehr beehrter Artikel. Und an den Grenzen wohnen stets Leute, die für abenteuerliches Handwerk Sinn und Geschick haben und die Gefahr nicht scheuen. Sie arbeiten teils allein, teils haben sie sich zu grösseren Gesellschaften zusammengeschlossen. Sie haben auf beiden Seiten der Grenze ihre geheimen Lager, und finden sich mit ihren Helfern und Abnehmern zu bestimmten Stunden in abgelegenen Wirtschaften ein, um ihre Geschäfte abzuschliessen. Sie haben keine Ruhe vor den französischen Douaniers, die wie die Spürhunde hinter ihnen her sind; und doch hört man es verhältnismässig selten, dass diesen ein bemerkenswerter Fang gelungen wäre. Die Schmuggler sind schlaue Leute, die alle Schliche kennen und besonders die einsamen Pfade im Gebirge bei dunkler Nacht zu finden wissen.

Es war in der Dämmerstunde eines frühen Winterabends, als zwei Männer in die kleine, fast leere Wirtschaft des elsässischen Grenzortes traten, sich an den hintersten Tisch setzten und Bier bestellten. Als sie es vom Wirte selbst erhalten hatten, begannen sie in leisem Ton ein Zwiegespräch, dessen Inhalt sie sehr fesseln musste. Ihre Züge hatten etwas Unstetes und Hastiges, nicht eben einen Ausdruck, der grosses Vertrauen erwecken konnte, und ihre Kleidung war in einem etwas nachlässigen Zustande.

«Ja», sagte der Aeltere von ihnen, «ich habe die Geschichte in den Zeitungen gelesen. Es muss heiss hergegangen sein!» — —

«Und ob! Ich habe schon manches mitgemacht, aber jener Abend wird mir meiner Lebtag gedenken. Wir hatten drüben gute Fracht von Tabak aufgenommen und in den Polstersitzen unseres Autos versteckt, wo noch kein Teufel etwas gesucht, geschweige denn aufgestöbert hatte. So fühlten wir uns sicher und sausten der Grenze zu. Dort hatte gerade jener Risposse, der gefährlichste von allen, Dienst, ausnahmsweise, wohl einen Kollegen vertretend. Wir hatten gehofft, leichtes Spiel zu haben, konnten aber nunmehr nicht mehr zurück. Klein sass am Steuer und gab dem Zöllner Bescheid: «Nichts zu erklären!» Natürlich glaubte es der Kerl wie gewöhnlich nicht, denn er ist das Misstrauen selbst. Er greift überall hin, und seine Gesellen helfen ihm. Sie finden nichts. Man sieht, dass Risposse wütend ist über den Misserfolg, denn er ist überzeugt, dass wir etwas im

Wagen haben. Aber er hat kein Recht, uns aufzuhalten. Mürrisch gibt er das Zeichen, — — — weiterzufahren. Da beging dieser unverständige Klein, der vorher etwas zuviel getrunken hatte, die Unvorsichtigkeit, den Zollbeamten hänseln zu wollen. «Habt wohl schon gehofft, unser Auto wäre mit Tabak ausgepolstert, was?» — —

«Das war dumm von Klein», meinte der Aeltere. — —

«Gewiss, unendlich dumm. Ich gab ihm zu spät das Zeichen zu schweigen, schon hatte dieser Fuchs von Douanier den Spass für Ernst genommen, denn er sagte: «Dann bleiben Sie bitte noch einen kleinen Moment da, damit ich diese Polsterung bewundere.» — — Klein sieht jetzt erst den Fehler ein, den er gemacht hat, er sagt: «Wir sind untersucht und fertig mit Euch». — — Und lässt den Wagen so ansurren, dass wir mit einem festen Ruck an die Lehne fahren. Wieder mochte dies den Verdacht erwecken; Klein, so gut er bei sonstigen Gelegenheiten zu brauchen gewesen war, heute verpfuschte er alles. Der Douanier ruft: «Halt! Sofort halten!» und als Klein weitersaust, schiessen sie mit ihren Revolvern. Dieser Risposse ist eben ein Draufgänger und kennt keine Nachsicht. Die Kerle schossen mit einer Sicherheit, die lobenswert war; im Nu sitzen die Kugeln in unseren beiden Hinterrädern, die Luft entweicht mit lautem Knall. Wir sitzen fest, das Spiel ist verloren, wir müssen uns ergeben.» — —

«Freilich ein Abenteuer, das,» sagte der Aeltere. — —

«Den Rest kennst Du ja. Wir erhielten beide eine tüchtige Gefängnisstrafe. Natürlich weil man die Polster genau untersuchte und einsah, dass sie zum Schmuggel hergerichtet und also schon oft hierzu dienen müssen. Klein hatte zwar auch immer gute Geschäfte gemacht gehabt, aber er verlor bei seinem bekannten Leichtsinne alles verdiente Geld gleich wieder bei Spiel und Trank: er war trotz des Profits ein armer Schmuggler geblieben, dem sie nichts als für einige Zeit die goldene Freiheit abnehmen konnten. Anders ich. Ich hatte diesen gefährlichen Beruf nie als Sport betrachtet, sondern nur als Mittel, um meiner Familie ein besseres Durchkommen zu verschaffen; denn mit Ehrlichkeit ist es heutzutage nur bei unablässiger harter Arbeit möglich, auf einen grünen Zweig zu kommen. Ich hatte mir ein kleines Vermögen erspart, gewonnen im Kampf mit den Zollbeamten, die mich nie ertappt hatten. Man nahm mir alles bis auf den letzten Sou wieder ab; ich bin ärmer als je zuvor, weiter als je davon entfernt, meinen Angehörigen ein angenehmes Leben

zu verschaffen. Glaubst Du mir nun, wie ich diesen Risposse hasse, der mich ans Messer geliefert hat?» —

«Und nun, was willst Du jetzt beginnen, Barth?» —

«Als ich aus der Haft entlassen wurde, nahm ich mir zum Vorsatz, mich nicht mehr mit Schmuggelei abzugeben, ich wollte durch sichere Arbeit meinen Lebensunterhalt verdienen. Es ging eine Weile, dann aber bekam ich es so satt, dass ich meine Stelle auf Knall und Fall verliess. Ich schuftete Tag um Tag und hatte am Zahntag mühsam soviel in der Hand, wie ich sonst mit Leichtigkeit an einem Tag bei einer geglückten Schmuggelfahrt verdient hatte. Ich fand Ekel an diesem öden Leben der steten, schweren Arbeit. Aber noch einmal jenes verhängnisvolle Gewerbe ausüben, um wieder ergriffen zu werden und den Preis mit Kerker und Geldverlust bezahlen zu müssen? Und doch lockte mich's mit allen Fasern! Spielmann, glaube mir, wer einmal eine Zeit lang als freier Schmuggler gelebt hat, der kann nicht mehr davon lassen!» —

«Das kann ich mir gut vorstellen!» —

«Ja, so ist es. Ich kämpfte dagegen, solange es ging. Doch auf einmal war ich am Ende meiner Widerstandskraft. Ein alter Freund bot mir ein Geschäft an: so wie du und viele andere es betreiben, nicht im Grossen mit Auto, wie Klein und ich es früher machten, sondern über die stillen Gebirgspfade hinüber, nachts, wo man den herumstreifenden Zöllnern so bequem ausweichen kann, wenn man wie wir Weg und Steg da oben kennt. Schmuggel im Kleinen; einige Säcke auf die Schulter gegangen und los damit, wenn es finster ist!» —

«Ist viel sicherer als mit dem Wagen, wo Ihr jedes Mal die Kontrolle durchmachen müsst!» —

«Das wohl, aber auch weniger einträglich. Trotzdem ist es jetzt das einzige, was mir übrig bleibt. Auf der grossen Strasse käme ich mit einem Auto nie mehr ohne die schärfste Durchsuchung vorüber, ich muss es machen wie Ihr!» —

«So hast Du zu dem Vorschlag deines Freundes ja gesagt?» —

«Gewiss. Mag es gehen, wie es will. Ich werde, durch die Not gezwungen, dein Konkurrent werden und fortan die gleichen Wege machen müssen wie Du. Aber ich hoffe, wir werden, wie bisher, gute Kameraden bleiben!» —

«An mir soll's nicht fehlen! Es wird soviel Tabak hier bei uns verlangt, dass es für jeden von uns Arbeit und Verdienst gerade genug gibt. Hier meine Hand. Wenn ich dir einmal einen Gefallen tun kann, so frag mich nur, und wenn's geht, sollst du kein Nein als Antwort bekommen!» —

«Ich wusste es. Und da Du mir wohl willst, so will ich Dir den Dienst gleich sagen, den Du mir leisten könntest. Ich sagte Dir schon, dass

ich diesen Risposse wie den Tod hasse. Würdest Du nicht auch versuchen, dich an ihm zu rächen? Ich denke Ja! Sein Sohn Jacques lebt in einer Wohnung der elsässischen Kreisstadt, wo er angestellt ist, während der Vater, der Wittwer ist, immer in der Nähe der Grenzdörfer auf seinem Posten sein muss. Darauf habe ich meinen Plan gegründet. Da der Junge meist allein ist, habe ich Klein, der auch jene Stadt bewohnt, den Auftrag gegeben, sich an ihn heran zu machen, wenn der Vater tagelang fort ist. Der Junge kannte ihn nicht und liess sich leicht ins Garn locken, da Klein stets ein lustiger Geselle war, der die Leute zu nehmen wusste. Jetzt sind sie dicke Freunde. Klein griff natürlich mit Freuden die Idee auf, sich an dem Alten zu rächen. Der junge Jacques wird von seinem Vater ziemlich streng gehalten und hat wenig Geld. Klein brachte ihm die Freude an den vielerlei Arten von Lebensgenüssen bei, die ihm noch unbekannt waren, nahm ihn mit nach Strassburg, wo vergnügte Abende verlebte wurden. Jetzt ist der Junge so weit, dass er bei lustigen Damen den Lebermann spielt und viel Geld braucht. Wir haben ihm vorgeschossen, drangen dann auf plötzliche Zurückgabe und drohten ihm, dem Vater seinen Lebenswandel zu enthüllen, wenn er nicht auf unsere Vorschläge eingeht.» —

«Das habt Ihr schlau eingefädelt!» —

«Die Rache macht erfinderischer als die Liebe. Dann wird Jacques sich aus Angst vor seinem Vater ganz auf unsere Seite schlagen und wird in seiner Wohnung ein Lager geschmuggelten Tabaks anlegen müssen. Und wenn dies der Fall ist, zeigen wir ihn durch einen Brief ohne Unterschrift an. Denke Dir, welcher Schlag für den alten strengen Douanier, den schlimmsten Feind der Schmuggler, wenn sein eigener Sohn als deren Verbündeter gefasst wird. Das wird ihn das entgelten lassen, was er Klein und mir getan, wir beide haben nur noch das eine im Sinn, uns zu rächen. Und das wird uns gelingen!» —

«Ja, das wird Euch gelingen; der Plan ist schlau angelegt. Und was habe ich dabei zu tun, Barth?» —

«Folgendes: ich selbst sowie Klein müssen an der Sache ganz unbeteiligt erscheinen. Wenn alles soweit ist, müssen wir solange verschwinden, bis der ärgste Lärm vorüber sein wird. Wahrscheinlich wird die Affäre nicht zur Verhandlung kommen, da man dem Alten die Schande nicht antun wird, seinen Sohn vor Gericht zu sehen. Du wirst am Morgen jenes Tages, wo der Streich fallen soll, von einem pfälzischen Grenzorte aus diesen Brief, den ich dir hiermit anvertraue, zur Post geben; er ist an die Zollbehörde unserer Kreisstadt gerichtet und enthält die Weisung, im Zimmer Jacques nach Schmugglerware zu suchen. Deine Aufgabe ist also nicht schwer. Aber ich muss mich darauf verlassen können, dass es rechtzeitig be-



Ch. Greyenbühl

Die Heidenmauer bei St. Odilien im Schnee

sorgt wird, und habe deshalb einen Kollegen wie Dich angestellt, der den Douaniers auch Böses gönnt.» — —

Spielmann bedachte sich aus dem letzten Grunde nicht lange, sich dem Vorschlage günstig zu zeigen. Sie tranken aus, verliessen, nachdem Barth die Zeche bezahlt, die Wirtschaft, um sich zu ihrem Berufe bereit zu machen. Die Nacht versprach finster zu werden, sodass man die Fracht, die drüben im pfälzischen Grenzorte wartete, im Dunkeln gut über Berge und Täler über die Grenze bringen könnte.

II.

Es war dem schlauen Klein tatsächlich gelungen, den jungen Jacques Risposse nach einer Weile des Widerstandes ganz auf seine Seite zu bringen. Dieser Jüngling schreckte anfangs immer wieder davor zurück, seinem Vater diesen Schimpf anzutun, sich zu denjenigen zu bekennen, denen dessen

ganzer Hass galt, und um deren ungesetzliches Treiben zu verhüten, er mehr als einmal sein Leben aufs Spiel setzte. Aber der Verführer schilderte ihm die Vorteile in so glühenden Farben, dass sein Widerstreben schwächer wurde. Er brauchte dringend Geld und konnte es durch ein Bündnis mit der Schmugglergesellschaft leicht erlangen, ohne dass er seinem Vater den leichtsinnigen Lebenswandel der letzten Zeit zu beichten brauchte. Und kein Mensch käme auf die Idee, im Hause des Sohnes eines der tatkräftigsten Douaniers einen Tabakversteck zu vermuten. Er habe nur die Lieferungen, die ihm Unbekannte überbrächten, aufzubewahren, bis andere Unbekannte sie wieder abholen würden. So ging also Jacques, wenn auch schweren Herzens, auf den Vorschlag Kleins ein, den dieser von Barth erhalten hatte.

Kaum hatte dieser, der sich auf der pfälzischen Seite aufhielt, erfahren, dass beträchtliche Tabak-



R. Gall

Weissenburg

vorräte bei dem Sohne seines ärgsten Feindes versteckt lagen, so schritt er an die Ausführung seines Racheplans, den er damals seinem Genossen Spielmann dargelegt hatte. Dieser hatte ja den Anzeigebrief schon in Händen. Jetzt liess ihm Barth durch einen Boten mitteilen, dass er ihn am Abend des nächsten Tages, der ein Donnerstag war, abzuschicken habe, damit er am Freitag Morgen im Besitz des Zollamts sein würde. Er selbst sowie Klein würden sich dann in Sicherheit halten.

Jener Donnerstag Abend war herangekommen, ein unfreundlicher Wintertag. Ein kalter Südwestwind strich gegen Einbruch der Dämmerung über das kahle Gebirge, dennoch beschloss Barth, nicht untätig zu bleiben, sondern auf Schleichwegen eine Fracht Tabak über die Grenze zu schleppen. Es hätte ihm doch keine Ruhe gelassen, auf der faulen Haut zu liegen in der Zeit, wo er den Anzeigebrief unterwegs wusste; denn Spielmann hatte ihm ja fest versprochen, jede Weisung aufs Genaueste zu befolgen. Jetzt, wo die Vernichtung seines Feindes oder dessen Sohnes in nächster Nähe war, hätte er doch kein Auge schliessen können, denn er würde jetzt bald am Ziele seiner Wünsche sein. Jedenfalls würde Risposse dann irgendwohin versetzt, wo er den hiesigen Schmugglern nicht mehr schaden könnte, und die andern brauchte man nicht halb so zu fürchten. Auch heute schien es eine Nacht geben zu wollen, die wie geschaffen

war für das Treiben des Schmugglers, der dem Lichte ausweichen musste: ein Nebel drohte die Gegend einhüllen zu wollen; da brauchte man nicht einmal besonders geschickt im Schleichen zu sein, um den Douaniers auszuweichen, wenn man nur die Stege und die Bergwälder genau kannte, und da hatte Barth nie Angst gehabt.

Im pfälzischen Gebirgsdorf belud er sich mit zwei schweren Säcken und verliess auf einem stillen Seitenpfad die Häuserreihe, um gegen Süden den Waldabgang emporzusteigen. Der Wind wehte kalt und schien mit zunehmender Stärke den Nebel vertreiben zu wollen. Die Last war schwer, und er keuchte mühsam bergauf, nach allen Richtungen mit Augen und Ohren forschend, ob nichts Verdächtiges zu bemerken wäre. Nur einige trübe Lichter blickten noch aus dem Dorfe zu ihm empor, der Himmel zeigte weder Mond noch Sternenlicht, da aus dem Süden dicke Wolken herauf gezogen kamen, die bald das ganze Firmament bedeckten. Und nicht lange dauerte es, so begannen die ersten Schneeflocken herabzurieseln, gross und dick, von denen es heisst, dass sie die Vorboten eines starken Schneefalles sind. Diese Witterung war Barth nicht willkommen: der Schnee durchnässt die Kleidung und beschwert sie, er dringt auch durch die Säcke und kann die ganze Fracht verderben; und die schmalen Pfade sind bei dichtem Schnee auch für das geübte Auge des Kenners



R. Gall

Die Dorfschmiede von Wahlenheim

nicht mehr wahrzunehmen. Aber der Weg war begonnen, und eine Rückkehr wäre noch unvorsichtiger gewesen als eine Fortsetzung des Ganges. Er hoffte, auch so ans Ziel zu kommen, wenn er tapfer ausschnitt. Oben auf der Höhe hielt er an, um zu lauschen, ob es am Kreuzweg keine Wächter gäbe, dort war ein gefährlicher Punkt, wo sich die Patrouillen der Douaniers am häufigsten aufhielten, wenn sie einen Fang im Auge hatten. Aber Barth vermied jedesmal jene gefährliche Stelle und ging stracks durch den Eichenwald zu deren linker Seite. Er lauschte und vernahm nichts, sah auch kein Licht durch die kahlen Sträucher schimmern, die Gegend war sicher, der Weg frei; natürlich, bei diesem Hundewetter vermutete man keinen auf einem Schmugglergange.

Jetzt folgte Barth dem weglosen Bergücken, der sich in ziemlicher Länge von Osten nach Westen zieht, und der auf seinem Scheitel die Grenze trägt. Er ging ganz nahe dem Grenzgraben, mühsam, keuchend, oft stehen bleibend, und den dichten Schneeüberzug von Kleidung und Säcken schüttelnd, denn der Schneefall hielt an, ja, er wurde immer dichter. Er war totmüde, so anstrengend war der Marsch, das Gewicht der Ware stand in grellem Widerspruch zu der Beschwer-

lichkeit des Bodens. Was bei gutem Weg für die Kraft des Schmugglers eine Kleinigkeit gewesen wäre, das wurde ihm jetzt zur Qual. Doch konnte er sich der wertvollen Last nicht entledigen, sonst wäre der Verdienst vieler Gänge verloren gewesen. Einen Unterschlupf gab es nicht, in dem er das Ende des Schneetreibens hätte abwarten können; übrigens musste er auch, um keinen Verdacht zu erregen, unbedingt vor dem dämmernden Morgen im elsässischen Grenzorte angelangt sein, um den Helfer im Lager am Waldrande zu treffen, wo der geheime Eingang in den Keller des letzten Hauses war. Er liess sich dies alles in scharfer Ueberlegung durch den Kopf gehen, als er kaum weiter stampfen konnte. Doch er wollte es erzwingen; da glitt sein müder Fuss aus, er fiel, und zwar unter der Last so ungeschickt auf sein rechtes Bein, dass er einen furchtbar stechenden Schmerz darin verspürte. Er ängstigte sich nicht wenig, versuchte wieder aufzukommen, aber umsonst war alle seine Mühe, es musste gebrochen sein. Der Schweiss trat ihm auf Stirn und Wangen. Das war das erste Mal, dass ihn ein solches Unheil traf. Was sollte er tun? Im Schnee liegen bleiben? Wenn es so weiter schneite, war er morgen früh eingeschneit und tot. Warten, bis Leute

kamen und sie herbeirufen? Es konnten Douaniers sein, dann wäre er als Schmuggler abermals erlappt und würde eine noch grössere Gefängnisstrafe als das erste Mal erdulden müssen, und Frau und Kind würden in bittere Not geraten. Oder es könnten noch auch Leute sein, die ihn anzeigen würden, und da die tabakgefüllten Säcke neben ihm lagen, hätte all sein Leugnen nichts genützt. So sah er ein, dass seine jetzige Lage äusserst gefährlich war. Tod... Krankheit... Gefängnis...? — Wofür sich entscheiden, welchen Ausweg ausfindig machen! Seine feuchten Kleider schützten ihn nicht vor der kalten Nässe des Schnees, auf dem er liegen bleiben musste. Frau und Kind würden vergeblich auf seine Rückkehr warten. Wer konnte ihn auffinden, wer ging zu dieser Nachtzeit und in diesem Schneegestöber über das Gebirge? Und morgen, bei Tag, war er vielleicht schon so geschwächt, dass er mit seiner erlöschenden Stimme niemanden mehr herbeirufen könnte.

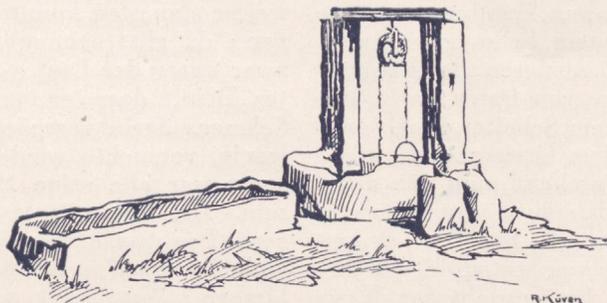
Wie oft hatte ihm seine Frau von diesem gefährlichen Schmugglergewerbe abgeraten! Er hatte nie auf ihre Warnungen hören mögen, jetzt war seine Strafe da. Aber es galt ihm ja nur, zu Vermögen zu gelangen, um seiner Familie damit helfen zu können. War das eine Sünde? Nein, er hatte keine Sünde auf dem Gewissen! Doch! Trotzdem eine! An die er jetzt, jetzt eben erst dachte. Er vernichtete aus Rachsucht an einem Mann, der nur seine Pflicht als Beamter tat, das Glück einer Familie. Der Brief, den Spielmann zur Post gegeben, war ja jetzt unterwegs: morgen würde Jacques auf den Abwegen, denen er gefolgt, überrascht werden, und der Schmerz des Vaters würde wohl unermesslich sein.

Jetzt sah Barth die ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals; was er dort vernichten wollte, wurde ihm selbst zerstört, ohne dass er sich wehren konnte; seine Angehörigen würden vergebens auf ihn warten, die Winternacht würde ihn töten und damit seine bösen Taten sühnen. Er schied mit belastetem Gewissen aus dem Leben: jene

Zöllnerfamilie war sein Opfer. Nein, nur das nicht, nicht sterben, bevor er sich wenigstens bemüht hat, wieder gut zu machen, was er gesündigt hat. Er musste leben bleiben, um als Zeuge auszusagen, dass Jacques nur durch böswillige Verführung schlecht gehandelt hatte. Risposse sollte wissen, dass sein Kind ein Opfer war, das konnte nur er allein erklären und abbitten. Barth fing an, mit ruhiger Ueberlegung seine Lage zu überdenken, während vorher nur irrende Gedanken sein geplagtes und müdes Gehirn ziellos durchkreuzt hatten. Leben bleiben! — Doch allein konnte er nicht mit dem gebrochenen Fusse in das nächste Dorf, denn bei der geringsten Bewegung hätte er laut aufschreien mögen, so stachen die Knochensplitter in die bereits geschwollenen Weichteile hinein. Langsam kriechen, das ging, aber auf diese Weise konnte er bis morgen früh keine grosse Strecke zurücklegen. Vielleicht kam er bis zu einem der Wege am Hange! Aber war er dort sicher, dass jemand durch kam? Nein! Dann kam ihm endlich über dem Sinnen der erlösende Gedanke.

Die Telephonleitung geht ja in der Nähe über die Höhe, direkt durch den Wald, fern von der Strasse, deren Windungen sie abschneidet. Es kann gar nicht so weit von hier sein. Ich werde versuchen, hinüber zu kriechen. Wenn ich dann einen Pfahl umlege, damit der Draht zerreisst ist die Leitung zerstört, und man sendet sofort Arbeiter aus, um die unterbrochene Stelle zu suchen und zu flicken. Das ist meine einzige Rettung. So rufe ich die Hilfe herbei, die von selbst vielleicht nie kommen würde... So weit werde ich wohl kriechen können. Ich werde mit meinem Messer Messer den Pfosten am Bodenende soweit abschnitzeln, bis der heftige Wind ihn vollends umstürzt. Dieser Südweststurm wird mein Helfer sein! Die Säcke bleiben hier, sie mögen verloren sein. Freilich, verraten bin ich auch, wenn ich entfernt von ihnen aufgefunden werde, denn meine Spur wird jeden Douanier hinführen...

(Schluss folgt.)



Brunnen bei Bütten



Heimkehr im Schnee

R. Kuder

Ausschau

Vogesenwanderungen

Bühl — St. Gangolf — Bannstein — Thannwiller — Wintzfelden — Boenles Grab — Kahler Wasen — Metzeral.

Karte der Vogesen : Blatt No. 18 : Gebweiler.

a) *Bühl — Wintzfelden. 1 1/4 Std.*

Vom Bahnhof rechts über die Bahngeleise. Nach 1 Minute bei Teilung links. Nach 3 Min. bei Teilung rechts und nach einigen Schritten links. Bald bei einem Wegekreuz wieder links an einem Steinbruch vorbei. Nach 4 Min. bei Wegeteilung links Fahrweg. Nach 5 Min. am Waldrand geradeaus im Tal aufwärts. In 7 Min. bei der *Kapelle St. Gangolf* geradeaus weiter. Neben der Kapelle Wirtschaft. Nach 5 Min. bei Teilung dem oberen Fahrweg rechts im Wald aufwärts folgen. Nach 4 Min. bei Teilung links Pfad aufwärts. Nach 3 Min. bei Teilung Fahrweg geradeaus aufwärts und bald bei nochmaliger Teilung links. Man erreicht bald eine Strasse, welcher man rechts folgt. Nach einigen Schritten links auf eine Lichtung (Bannstein) und gleich rechts Weg der Strasse entlang folgen. Bald Fahrweg kreuzen und abwärts. Nach 4 Min. bei Teilung rechts. Nach 7 Min. Fahrweg links abwärts. Nach 3 Min. auf einer Bergwiese Pfad links abwärts. Nach 12 Min. bei den Höhen *Thannwiller* das Tal kreuzen und links aufwärts, an einem weiteren Hof vorbei. Nach 5 Min. links über Felder auf eine Strasse und links in 8 Min. nach *Wintzfelden*.

b) *Wintzfelden — Kahler Wasen. 2 3/4 Std.*

Markierung : rot-weisses Dreieck.

Beim Restaurant «A l'arbre vert» links an der Kirche

vorbei aufwärts. Nach 12 Min. bei Wegeteilung bei einem Chalet Fahrweg links aufwärts. Nach 5 Min. links aufwärts in 1 Minute zum Forsthaus *Holzmacheracker*. Hier Fahrweg rechts aufwärts. Nach 3 Min. Pfad links aufwärts. Nach 10 Min. Fahrweg kreuzen. Nach 20 Min. bei Pfadteilung rechts und nach einigen Schritten Pfad kreuzen. In 8 Min. am *Rehfelsen*. Aussicht. In 10 Min. am *Tafelplatz*. Hier Pfad links auf der Höhe weiter. In 15 Min. an der *Rufacher Ebene*. (Plaine de Rouffach). Dem Fahrweg links eben folgend in 7 Min. an der Wirtschaft *Boenles Grab*. Hier Fahrweg links, in Richtung Lautenbach, etwas abwärts dann rechts aufwärts. (Rechts aufwärts führt eine Strasse direkt zur Ferme Rothenbrunnen). Nach 20 Min. Pfad rechts aufwärts. Markierung : gelb-weisser Strich. Nach 13 Min. bei Pfadteilung links im Zickzack aufwärts. Links die Schellimatt. Nach 15 Min. bei Pfadteilung rechts aufwärts. Bald aus dem Wald und nun über Matten aussichtsreich aufwärts. In 20 Min. auf dem höchsten Punkt des *Kahler Wasen* (1 267 Meter hoch). Schöner Aussichtspunkt.

c) *Kahler Wasen — Metzeral. 2 Std.*

Markierung : gelbe Scheibe.

Bei dem Beton-Unterstand geradeaus an einem Graben abwärts zum Refuge Rothenbrunnen und weiter abwärts zum Restaurant gleichen Namens. (25 Minuten). Hier dem Fahrweg am Hange des Brobachrückens rechts folgen. Berg zur Rechten. Nach 35 Min. bei einer Wegekehre Pfad links abwärts. Nach 10 Min. Fahrweg rechts zum Wald und nun dem Pfad am Waldrande entlang folgen ; zuletzt links über Matten abwärts in 45 Min. zum Bahnhof Metzeral.

Alfred Gaessler.

Büchertisch

Colmarer Jahrbuch. — Annuaire de Colmar 1936. Herausgegeben von der historisch-literarischen Studiengemeinschaft Colmar, unter Leitung von Albert Schmitt, Konservator der Stadtbibliothek. 2. Jahrgang, 258 S.

Eine entzückende, vornehm ausgestattete und prächtig illustrierte Buchgabe, zugleich aber auch ein inhaltlich hochwertiges Alsaticum, das in jeder Hinsicht sich würdig an den schönen ersten Jahrgang anreihet. Eine Reihe tüchtiger Gelehrter begegnet uns da auf vielseitigen Wissens- und Forschungsgebieten. Der Archäologe Dr. R. Forrer handelt kenntnisreich über «Le Menhir de Soultzmatt et la question des Menhirs en Alsace», Ruth Bindschedeler befasst sich mit einem interessanten liturgischen Text aus dem Unterlindenkloster und bietet eine vorbildliche Edition des Textes. G. G. Wackernagel schildert «Basel als Zufluchtort des Elsasses im 15.—17. Jahrhundert». Mit dem vielumstrittenen Grünwald-Problem setzt sich eingehend E. Kuhlmann auseinander, ohne mit zwingenden Argumenten die gewagte Nithart-These zu wissenschaftlicher Klärung und Festigung führen zu können. Alfred Pflieger zeigt in seinem Beitrag «Schwänk

und Schimpfreden eines Colmarer Doktors» den bisher in der Fachliteratur als Schwankdichter und Satiriker, vollständig unbeachtet gebliebenen Dr. Lorenz Fries von Colmar. Wertvoll ist die Studie von Félix Pouteil «Grandeur et décadence de la garde nationale du Haut-Rhin sous la monarchie de Juillet». Interessantes Neuland betritt Dr. J. Lefftz in seiner umfangreichen Abhandlung «Der Colmarer Hinkende Bote. Ein Streifzug durch seine mehr als 250jährige Geschichte», die für die Kenntnis der elsässischen Volkskultur und Volksliteratur wichtige Ergebnisse gezeitigt hat. Anlässlich des Pfefferjahres — der Dichter ist 1736 geboren — bringt der zweite Teil des Jahrbuches Pfefferbeiträge von Ch. D. Klein (Lebensbild), Dr. Emil Schaub (Konrad Pfeffer und Jakob Sarasin, ein Freundschaftsbund), Dr. Th. Huez (Unveröffentlichte Briefe und Dichtungen Pfeffers), P. Bolchert (Opuscule inédit de Th. C. Pfeffer publié en extraits). Bemerkenswert ist Läubers reizvolles Stimmungsbild «Vorfrühlingsabend an der Ill». Eine Uebersicht über das Geistes- und Musikleben in Colmar beschliesst den reichhaltigen Band.

R.



Westermanns Monatshefte

Viele Bilder enthält die Januarfolge von Westermanns Monatsheften. Da sprüht und funkelt der ferne Osten, und dank Dorothea Hauers Kunst meint man mitten im chinesischen Neujahrsfest, dem schönsten Tage im Lande der Blüten, zu stecken. Ebenso begeistert ist man von dem Aufsatz «Der Raum als Ausdruck des Stils» von Wilhelm Müseler. In Tiefdruck veröffentlichte Aufnahmen romanischer-, gotischer-, Renaissance- und Barockkirchen, sprechen von dem Raumgefühl, dem Stil und dem Denken des deutschen Volkes im Laufe der Jahrhunderte. Interesse wird auch der Beitrag von Dr. Oskar Aust «Kalenderreform» finden. Von dem Bildhauer Fritz Behn sind einige seiner schönsten Werke unter anderen «Der Sämann» wiedergegeben. Von deutschen Siedlern in Brasilien berichtet Maria Kahle. Farbige Abbildungen zeigen die in Uebersee geleistete Kulturarbeit. Viele ganzseitige Kunstblätter und Einschaltbilder, eine ausführliche «Literarische Rundschau» und die Rätsel- und Photoecke runden den vorzüglichen Gesamteindruck des Heftes ab. Probeheft schickt auf Wunsch gern der Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Der katholische Gedanke

Eine Vierteljahresschrift.

Herausgegeben vom katholischen Akademikerverband.

Aus dem Inhalt:

Weihnachtshymnen der Ostkirche — Abt Ansgar Vonier: Erneuerung im Leben der Kirche — Oskar Bauhofer: Die «Ordnung» der Liebe — Johannes Pinski: Der christliche Sinn der zehn Gebote — Alphons Gratry: Briefe über das sittliche Leben des Christen — Bernhard Jansen: Wissenschaft und Lebensgestaltung im Geist des Glaubens — Damasus Winzen: Sinn und Bedeutung des Sakraments — Franz Xaver Münch: Von christlichem Denken — Michael Schmaus: Religiöse und theologische Literatur der Gegenwart — Carl Johann Perl: Neuere Literatur über Anton Bruckner — Ernst Laslowski: Goethes geschichtliches Denken —

1935

Viertes Heft Oktober bis Dezember Achstes Jahr

Verlag Haas & Grabherr in Angsburg

L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser zum gesund werden und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis

Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fließendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

Lautenbach près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix tres modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel de la Chaine d'or (Kette)

Niederbronn-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Propr.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand
Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées
— Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison.
Prop. : G. Schneider.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Prop. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach